



SUSANNE  
AERNECKE

DAS  
PANAMA  
ERBE

ROMAN

alyna



Susanne Aernecke

DAS  
PANAMA-ERBE

2. Band der Amakuna-Saga

LESEPROBE

alyna

aLYna ist ein Imprint der Europa Verlag GmbH & Co. KG  
herausgegeben von Michael Görden

© 2017 aLYna Verlag in der  
Europa Verlag GmbH & Co. KG, Berlin · München · Zürich · Wien  
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur, Zürich  
Layout & Satz: BuchHaus Robert Gigler, München  
ISBN 978-3-95890-053-0  
Alle Rechte vorbehalten.

*Eines Tages, nachdem wir Herr der Winde, der Wellen, der Gezeiten und der Schwerkraft geworden sind, werden wir uns die Kräfte der Liebe nutzbar machen. Dann wird die Menschheit, zum zweiten Mal in der Weltgeschichte, das Feuer entdeckt haben.*

PIERRE TEILHARD DE CHARDIN



## PROLOG

Laute Stimmen. Eine Frau mit langen kastanienfarbenen Haaren zieht mich weg von der Tür, hinter der heftig gestritten wird. Es sind die Stimmen meiner Eltern. Ich höre die Verzweiflung meiner Mutter, den Zorn meines Vaters. Ich glaube zu verstehen, dass er wegwill. Weg von der Insel. Weg von unserem Zuhause. Ich habe Angst. Unglücklich sehe ich zu der Frau mit dem Kastanienhaar hinauf. Ich will Schutz, aber wovor? Sie ist starr vor Spannung. Ihr Blick ist nur auf die Tür gerichtet. Ihre Finger krallen sich immer weiter in meine Schultern, bis es wehtut. Ich stoße einen leisen Schmerzenslaut aus und sie lässt mich los. Erst als das Gespräch hinter der Tür abbricht und sich Schritte nähern, nimmt sie mich rasch bei der Hand, zieht mich eine Holzterasse hinauf in den zweiten Stock und schiebt mich in mein Kinderzimmer.

Kurz darauf öffnet mein Vater die Tür und sagt mir in kurzen Sätzen, dass ich meinen kleinen Rucksack packen soll. Nur das Nötigste und nur zwei Spielsachen, auf keinen Fall mehr. Ich mache es, auch wenn ich nicht verstehe, warum. Ich packe meine Malbücher ein, die Buntstifte, meine Puppe mit den Schlummeraugen, die Dolores heißt, und Pedro, den Bären. Dann fällt mein Blick auf Juanito, den grauen, schon etwas abgewetzten Stoffesel.

Ich weiß, dass ich ihn zurücklassen muss, denn mein Vater hat mir ausdrücklich nur zwei Spielsachen erlaubt. Aber ich möchte ihn so gerne mitnehmen. Ich zögere noch einen kurzen Augenblick. Dann höre ich meinen Vater von unten nach mir rufen. Ich packe den Esel doch schnell mit ein, schnüre den Rucksack zusammen und laufe die Treppen hinunter.

Mein Vater bittet die Frau mit dem kastanienfarbenen Haar, schon mal mit mir hinunter zur Bootsanlegestelle zu gehen. Er würde gleich nachkommen. Ich habe wieder Angst. Große Angst. Meine kleinen Hände wollen die seinen nicht loslassen. In dem Moment fahren mehrere Jeeps in den Hof. Die Kastanienfrau zieht mich weg. Wir laufen den schmalen, steinigen Weg hinunter zur Bucht, wo ein Boot unruhig auf den Wellen tanzt.

In diesem Moment ertönt ein Knall, als würde ein Luftballon in meinem Kopf zerplatzen. Ich reiße mich los, laufe, stolpere den Weg zurück. Die Halle gegenüber unserem Haus, in dem sich das Labor meiner Eltern befindet, steht in Flammen. Ich weiß, dass sie dort drin sind, und will unbedingt zu ihnen. Zu meiner Mami und meinem Papi, die mich lieben, ohne die ich nicht sein will. Eine Wand aus Feuer und beißender Rauch halten mich zurück. Doch ich habe keine andere Wahl. Ich halte die Luft an, schließe die Augen und renne los. Die Flammen greifen nach mir, der Qualm bohrt sich in meine Brust. Plötzlich sehe ich schemenhaft, wie ein Mann mit Bart auf mich zukommt. Er schreit gegen das Prasseln der Flammen meinen Namen, »Sina«, packt mich und nimmt mich auf den Arm. Im selben Moment taucht ein anderer Mann auf und schlägt ihn nieder. Ich falle ebenfalls auf den Boden. Alles wird schwarz.

Ich wache erst wieder durch ein leises Brummen auf. Als ich die Augen öffne, erkenne ich, dass ich in einem Flugzeug sitze. Einem großen Flugzeug. Ich bin schon öfter in kleineren Fliegern auf die Nachbarinseln von La Palma geflogen, Gran Canaria und Teneriffa.



Neben mir sitzt ein Mann mit einem Schnauzbart, in einem kurzärmeligen Hemd mit großen bunten Blumen darauf. Ich habe ihn noch nie zuvor gesehen. Er hat mehrere Papiere auf dem kleinen Tischchen vor sich ausgebreitet, die er konzentriert liest. Erst nach einer Weile merkt er, dass ich aufgewacht bin. Er fragt mich nicht besonders freundlich, wie es mir geht und ob ich etwas trinken möchte. Ich schüttle den Kopf. Dabei merke ich erst, wie weh mir alles tut und dass ich einen Verband um den Kopf habe und einen um den Arm. Der Mann erklärt mir, dass ich mich verbrannt habe, aber bald wieder gesund sein würde.

Ich drehe mich suchend um, kann aber meine Eltern nicht finden. Als ich den Mann frage, wo sie sind, schüttelt er nur den Kopf. Er sagt mir, dass wir auf dem Weg nach Panama zu meinem Großvater sind und der mir alles erklären würde. Panama sei ein sehr schönes Land und es würde mir dort sicher gut gefallen.

Ich will nicht nach Panama. Ich muss weinen und möchte zu meiner Mami. Doch sie ist nicht da. Eine hübsche Frau in blauer Uniform beugt sich zu mir und wischt mit einem weichen Tuch meine Tränen weg. Ich schlage es ihr aus der Hand und schreie jetzt laut nach meiner Mami und meinem Papi. Die anderen Leute in dem Flugzeug drehen sich nach mir um. Jemand hält mir ein Stück Schokolade hin. Ich nehme es und schmeiße es auf den Boden. Ich will aufstehen, doch ein Gurt fesselt mich an den Sitz. Ich schreie immer lauter. Der fremde Mann hält mir den Mund zu und redet ärgerlich auf mich ein. Ich strample und wehre mich, doch es hilft nichts. Jetzt reden die Frau in Blau und der Mann in einer Sprache, die ich nicht verstehe. Ich nutze es aus, dass sie von mir abgelenkt sind, und versuche den Gurt zu öffnen, was mir schließlich gelingt. Ich renne durch den Mittelgang des Flugzeugs nach hinten. Eine Frau hält mich schließlich fest und zieht mich auf ihren Schoß. Sie riecht wie meine Mutter. Dasselbe Parfüm. Ich klammere mich an sie und drücke mein Gesicht in ihre Halskuhle, wo der Duft am stärksten ist, und bleibe bis zum Ende des Fluges auf ihrem Schoß sitzen.



# 1. KAPITEL



Es klopfte. »Entra.«

Felipe steckte seinen schmalen Kopf, umrahmt von kurz geschnittenem, schwarzem Haar durch den Türspalt und grinste bis über beide Ohren.

Sina blickte von ihrem Laptop hoch. Sie saß an ihrem Schreibtisch und bearbeitete die drei Fallstudien für den morgigen Unterricht. Ein Muss für alle Studenten der ersten Jahrgangsstufe an der Harvard Business School, der amerikanischen Eliteuniversität der oberen Zehntausend.

»Störe ich?«

»No. Listo! Das wars. Perfektes Timing. Ich bin soeben mit dem letzten Fall fertig geworden. Die Fischkonservenfabrik in Honduras.«

»Wie wäre es dann mit einem kleinen Spaziergang, mi amor? Es schneit gerade nicht und ein wenig die Füße zu vertreten tut dir bestimmt gut.«

Sie nickte, speicherte die Datei und klappte dann ihren Laptop zu. »Und du? Hast du auch brav deine Hausaufgaben erledigt?«

Felipe stöhnte. »Ich weiß nicht, warum sie uns jeden Tag gleich mit drei Fällen quälen.«

»Damit wir später nicht mehr lange überlegen müssen, wie wir Millionen scheffeln und andere, die nicht so viele Tricks kennen, besser über den Tisch ziehen können«, erwiderte sie lachend und zog sich ihre Strickjacke an, die über der Stuhllehne hing. Felipe trug bereits einen Daunenanorak und hatte einen dicken Schal um den Hals gewickelt, als wäre er zum Nordpol unterwegs. Es war für die beiden Panameños der erste Winter in den USA, und dementsprechend froren sie auch.

»Ich finde das gar nicht lustig. Hoffentlich erwischt es mich morgen nicht. Jedenfalls nicht bei dem Fall des Softdrink-Herstellers, der eine Abfüllfabrik in Ägypten aufmachen will.«

»Wieso? Wo liegt das Problem? Die Entscheidung ist doch nicht schwer. Investitions- und Lohnkosten sind zwar niedrig, aber der Tourismus ist in islamischen Ländern um achtzig Prozent gesunken. Die großen Bettenburgen haben zugemacht, die meisten Restaurants sind pleite und der Umsatz mit den einheimischen Supermärkten reicht nicht.« Sie überlegte einen Augenblick, klemmte sich eine vorwitzige Strähne ihres schulterlangen dunkelbraunen Haars hinters Ohr und sah ihren Freund belustigt an.

»Einerseits hat die amerikanische Außenpolitik mit dem Arabischen Frühling dafür gesorgt, Nordafrika völlig zu destabilisieren, andererseits wird es ziemlich lange dauern, bis die Region wieder so weit ist, dass es sich für Coca-Cola und Co. lohnt, dort zu investieren. Aber jetzt lass uns gehen, sonst fange ich an, dir einen Vortrag zu halten, den du sowieso morgen im Unterricht zu hören bekommst.«

Felipe sah sie bewundernd an. »Für dich ist das alles ein Kinderspiel, was? Apropos Kinder ... heute ist ein besonderer Tag und ich habe etwas für dich.«

»Was für ein Tag?« Sina blickte zu dem Kalender, der über ihrem Schreibtisch in dem kleinen Zimmer hing, das jeder Student hier in Harvard für sich allein bewohnte.

»3. Dezember?« Sie überlegte einen Moment. Dann grinste sie. »Du hast es nicht vergessen?«

»Natürlich nicht, cariño. Heute vor zwanzig Jahren haben wir uns kennengelernt. Du warst vier und ich fünf. Und du hast fürchterlich geheult, weil euer Hund deinen geliebten Stoffesel Juanito zerfetzt hat.«

»Das weißt du noch?« Sina knuffte ihn in die Seite.

Felipe zog einen kleinen, grauen Plüschesel mit langen Ohren und einer roten Schleife um den Hals hinter seinem Rücken hervor und überreichte ihn Sina. »Hier, für dich. Solange ich lebe und verhindern kann, dass du traurig bist oder weinen musst, werde ich das tun.«

Sina starrte auf den Esel. Doch statt Felipe für das lieb gemeinte Geschenk mit einer Umarmung zu belohnen, erstarrte sie. Schweißperlen bildeten sich auf ihrer Stirn und sie verspürte einen stechenden Schmerz im Magen. Alles um sie herum schien plötzlich in ein grelles, beängstigendes Licht getaucht. Sie glaubte, laute, explosionsartige Geräusche zu hören, und es kam ihr so vor, als würde ihr eine heiße Feuerwand entgegenschlagen. Sie bekam keine Luft mehr und hatte das Gefühl, zu ersticken.

»Déjame por favor!«, flüsterte sie mit rauer Stimme.

»Was ist los, mi amor?«, fragte Felipe besorgt.

»Bitte!«

»Soll ich einen Arzt holen?«

»No! Lass mich einfach nur allein.«

»Sina!«

»Déjame! Bitte! Geh!«

Felipe warf ihr einen verzweifelten Blick zu und verließ dann wie ein geprügelter Hund ihr Zimmer.

Sina stürzte ins Bad und übergab sich zweimal. Doch der stechende Schmerz im Magen blieb, ebenso wie die Hitze auf ihrem Gesicht. Das Licht um sie herum hatte sich wieder normalisiert. Auch wenn sie wusste, dass sie ein hochempfindlicher Mensch war und ihr Magen schon bei der kleinsten Aufregung Probleme machte, so hatte sie noch nie einen solch heftigen Anfall erlebt, der ihren ganzen Körper in Mitleidenschaft zog. Sie kauerte sich

mit angezogenen Knien auf ihr Bett und versuchte, das Zittern zu unterdrücken, was ihr jedoch nicht gelang. Ihr war noch immer schwindlig. Der säuerliche Geruch, der durch die halb geöffnete Badezimmertür hereinströmte, raubte ihr zusätzlich den Atem. Sie schleppte sich zum Fenster und öffnete es. Die kalte Schneeluft kam ihr vor wie eine Ohrfeige, die sie wieder zurück in die Wirklichkeit holte. Dankbar atmete sie tief durch.

Ganz langsam fühlte sie sich besser, wenngleich total erschöpft. Dem Stoffesel, den Felipe auf ihrem Schreibtisch zurückgelassen hatte, schenkte sie keinen Blick mehr. Sie ging zurück zu ihrem Bett und versank in eine Art Halbschlaf, der alles, was soeben passiert war, überdeckte.

Als Felipe eine halbe Stunde später nach ihr sah und das Fenster schloss, eine Decke über sie breitete und sich auf den Rand ihres Bettes setzte, ohne sie zu berühren, nahm sie das nur wie aus weiter Ferne war.

»Geht es dir besser?«, flüsterte er.

Sina gab keine Antwort. Sie hatte keine Antwort, nicht darauf, wie sie sich fühlte, und noch weniger darauf, was eben mit ihr geschehen war.



Sie hatte durchgeschlafen bis zum nächsten Morgen. Wie immer wachte sie auch ohne Wecker gegen fünf Uhr auf. Der eklige Geschmack in ihrem Mund brachte die Erinnerung an den gestrigen Nachmittag zurück. Sie knipste die Nachttischlampe an, starrte einen Moment leicht orientierungslos auf die schwarzen Samtvorhänge, die sie gegen jene ursprünglich hässlichen Dinger mit Streifenmuster ausgewechselt hatte, und stand dann auf.

Jeder Student hier auf dem Campus bewohnte ein eigenes Zimmer. Sina hätte sich auch nicht vorstellen können, eines zu

teilen, geschweige das Bad. Sie war kein Gruppenmensch und kein Teamplayer. Sie war am liebsten für sich. Da störte niemand ihre Gedanken, da musste sie nicht Dinge tun, die ihr unsinnig erschienen, und keine Gespräche führen, deren Ausgang ihr von Anfang an klar war.

Leicht fröstelnd schlüpfte sie in den weichen, hellblauen Frotteebademantel, den ihr ihre Großmutter zur Immatrikulation in Harvard geschenkt hatte. In ihrem Zuhause in Panama City hatte sie sich nicht vorstellen können, je ein so warmes Kleidungsstück anzuziehen, doch im winterlichen Boston war es Gold wert. Sie ging zu ihrem Schreibtisch und zog die Vorhänge auf. Draußen dämmerte es bereits. Ihr Blick blieb an den Eisblumen hängen, die sich an der Fensterscheibe gebildet hatten, etwas, das in ihrer Heimat ein paar Grad nördlich des Äquators nie vorkam.

Sie zog sich ihre Joggingklamotten und ihre Sportschuhe an, stülpte sich die Kapuze über den Kopf und lief die Treppe im Aufgang C hinunter, immer zwei Stufen auf einmal nehmend. Innerlich bereitete sie sich schon mal auf den Kälteschock vor, der sie gleich treffen würde, wenn sie die Tür nach draußen öffnete. Es nutzte jedoch nicht viel. Ihre Muskeln verkrampften sich trotzdem schlagartig. Sie lief einen Moment an Ort und Stelle und schüttelte die Arme aus. Ihr Atem stieg dampfend in die kalte Luft. Sina war zwar schlank, wenn auch kein sportlicher Typ. Doch sie wusste, dass sie als Kopfmensch diesen Ausgleich brauchte. Seit ein paar Jahren hatte sie sich so an die morgendlichen Runden gewöhnt, dass sie ihr fehlten, wenn sich mal nicht die Gelegenheit dazu bot.

Sie lief seitlich an Mellon Hall vorbei, einem zweistöckigen, in edlem Hellgrau gestrichenen Bau, der mehr dem Seitenflügel einer teuren Villa ähnelte als einem Studentenwohnheim. Der Aufprall ihrer Füße auf dem mit Reif bedeckten Weg, der sich durch weiß überzuckerte Rasenflächen schlängelte, setzte sich in vibrierenden Schwingungen durch Muskeln und Knochen bis in ihren Magen fort. Den empfindlichsten Teil ihres Körpers. Das

Blut pochte in ihren Schläfen und sie begann trotz der Kälte zu schwitzen. An den roten Backsteinwänden der anderen Wohnhäuser vorbei, bog sie auf der Westseite des Campus in den Harvard Way ein, der zur Baker Library führte, die mit ihrem Glockenturm und den mächtigen Eingangssäulen eine Mischung aus Kathedrale und griechischem Tempel war. Weiter ging es am Bloomberg Center vorbei und dann rechts Richtung Morgan Hall, wo die meisten Vorlesungsräume untergebracht waren. Alle Bauten hier trugen die Namen mächtiger Ökonomen, die zum Aufstieg des US-Kapitalismus beigetragen hatten. Schließlich steuerte sie auf Shad Hall zu, wo das Fitnesscenter untergebracht war, das wie beinahe alles hier den Vergleich mit einem Fünf-Sterne-Wellnesshotel nicht zu scheuen brauchte.

Das Licht brannte bereits und sie hörte, wie sich jemand am Rudergerät abmühte. Es war Amy, eine junge Texanerin, die über drei Ecken mit der Bush-Familie verwandt war und meist genauso früh wie Sina ihren Körper auf Vordermann brachte. Sie trug einen bunten, eng anliegenden Trainingsdress, der ihre perfekte Figur gut zur Geltung brachte. Jeder, der hier in Harvard etwas auf sich hielt, war in einem der Ruderclubs und musste hart dafür trainieren. Sina war es gelungen, den Posten des Steuermannes zu ergattern. Das hieß, sie saß vorne im Boot und gab den Rhythmus an, um die Mannschaft im Gleichklang zu halten und die größtmögliche Geschwindigkeit zu erreichen. Anzuführen lag ihr, und beinahe immer erreichte ihr Boot die besten Stoppzeiten.

»Hi, Sin«, begrüßte Amy Sina. Sie hatte die typisch amerikanische Angewohnheit, jeden Namen in eine Kurzform zu pressen. So wurde aus Felipe »Phil«, was überhaupt nicht zu ihm passte, und aus Sina »Sin«, die Sünde, worüber sie nur lächeln konnte.

»Na, bist du gestern mit allem fertig geworden? Ich habe noch bis Mitternacht an dem Fischkonservenfall gegessen. Oh Mann, ich hoffe nur, mein Schicksal führt mich nie nach Honduras. Ich denke, es ist hauptsächlich die schwarze Bevölkerung, die da Probleme macht. Sowohl als Arbeitskräfte wie auch als Konsumenten-



ten«, machte Amy ihren Standpunkt deutlich, während sie sich am Rudergerät abmühte, sodass die Sätze keuchend und aggressiv rüberkamen. »Habt ihr in Panama auch so viele Schwarze?«

Sina sah sie leicht befremdet an. »Klar. Die spanischen Konquistadoren haben schon Anfang des 16. Jahrhunderts Arbeitskräfte aus Afrika geholt. Die indianische Urbevölkerung hatte sich als zu schwach erwiesen.«

»Hm«, erwiderte Amy nur, stand auf und rieb sich den Nacken mit einem Handtuch trocken. »Ich geh dann mal duschen. See you!«

Sina nickte ihr höflich zu. Sie wusste schon, warum es ihr nicht leichtfiel, Freundschaften zu schließen. Doch es waren nicht nur die Amerikaner, es war, als hätten sich alle, die hier studierten, nur ein Wort auf die Stirn geschrieben. Und das hieß »Profit«. Dieses Wort war auf dem Campus allgegenwärtig. Und das nicht nur im Klassenzimmer. Auch draußen. Die Bienen schienen es zu summen, die Vögel von den Bäumen zu pfeifen und selbst der Wind säuselte es, wenn er zwischen den Wohngebäuden der Studenten hindurchfegte.

Sina wusste, dass die Harvard Business School etwas ganz Besonderes war. Dass jeder es als ein außerordentliches Privileg sah, hier zu studieren. Und sie wusste auch, dass sich hier die Sicht auf die Welt veränderte. Selbst sie, die durch ihr familiäres Umfeld gewohnt war, beinahe alles in Zahlen zu bewerten, merkte, wie sich ihre Denkweise, seit sie hier war, noch mehr in diese Richtung verändert hatte. Sie konnte keinen Laden, kein Restaurant, kein Kino, kein Theater mehr betreten, ohne nicht sofort darüber nachzudenken, was man verändern könnte, um mehr Profit zu erzielen. Einerseits ein erhebendes Gefühl, weil man sich den jeweiligen Besitzern oder Geschäftsführern meilenweit überlegen fühlte, andererseits konnte man das, was schön und positiv war, nicht mehr unbedarft genießen. Falls sie je so etwas wie Unschuld besessen hatte, war sie ihr hier genommen worden, und zwar so, dass sie es nicht einmal bemerkt hatte.

Nach einer halben Stunde hartem Muskeltraining verließ sie den Fitnessbereich, holte sich in der Kantine, die um diese Zeit noch erfreulich leer war, einen Kaffee im Pappbecher und ging zurück auf ihr Zimmer, um zu duschen und sich umzuziehen. Merkwürdigerweise gingen ihr heute nicht, wie sonst, alle Fakten der drei Fälle, die den heutigen Unterrichtsvormittag bestimmen sollten, im Kopf herum. Als sie ihre Unterlagen zusammenpackte und ihr Blick auf den Stoffesel fiel, der noch immer auf dem Schreibtisch lag, zog sich ihr Magen schon wieder zusammen und sie musste geradezu aus dem Zimmer flüchten.

Felipe, der in einem anderen Wohngebäude untergebracht war, wartete pünktlich wie immer um Viertel vor neun unten am Eingang der Mellon Hall auf sie, damit sie gemeinsam zur Aldrich Hall hinübergehen konnten, wo sich ihr Seminarraum befand.

»Cómo estás? Wie geht es dir?«, fragte er noch immer mit besorgter Stimme und hauchte ihr zur Begrüßung rechts und links einen Kuss auf die Wange.

»Gracias, mucho mejor. Ich möchte mich bei dir entschuldigen. Keine Ahnung, was gestern mit mir los war. Vielleicht habe ich etwas Falsches gegessen. Du weißt ja, wie empfindlich ich oft reagiere.«

»Aber so habe ich dich noch nie erlebt, mi amor. Es war, als hättest du etwas gesehen, das dir schreckliche Angst eingejagt hat.«

»Felipe, wieso soll mir ein Stoffesel Angst einjagen?«, log sie.

»Sicher?«

»Sí. Seguro! Und nochmals vielen Dank für dein Geschenk.«

»Na ja. So wirklich gut angekommen ist es ja nicht.«

»Vergiss es einfach.« Sina wollte, dass er endlich damit aufhörte. Es war vorbei und kam hoffentlich nie wieder vor.

»Du solltest trotzdem mal rüber ins Medical Care Center gehen und dich durchchecken lassen.«

Sie warf ihm einen Blick zu, der alles bedeuten konnte und mit dem er sich nicht zufrieden gab.

»Bitte!«

»Ich mache es, para ti. Dir zuliebe.« Und das meinte sie auch so. Ihre Verbindung zu Felipe war heute so eng wie nie zuvor. Deshalb hatten sie auch beschlossen, die zwei Jahre bis zum ABM hier gemeinsam zu absolvieren. Damit kamen sie dem Wunsch ihrer beider Familien nach, die darauf spekulierten, dass sie und Felipe in naher Zukunft heiraten würden, um schon mal auf privater Ebene die geplante Fusion zweier großer Geschäftsimperien einzuleiten. Sie hatten das auf dem Campus sogar bewusst publik gemacht und sich damit beide dem Heiratsmarkt entzogen. Denn wer hier in Harvard einen Ehepartner fand, hatte ausgesorgt, selbst wenn es schief lief und man nach einem hässlichen Rosenkrieg auseinanderging.

Als sie Aldrich Hall erreichten, hatte es zu schneien begonnen. Wie Sina seit ihrem ersten Unterrichtstag wusste, war das imposante Gebäude von dem legendärem Businessman und Öl-Tycoon John D. Rockefeller gespendet worden, der es nach seinem Schwiegervater Nelson W. Aldrich benannt hatte, dem Parteivorsitzenden der Republikanischen Partei, Vorsitzenden der Nationalen Währungskommission und des Finanzausschusses.

Wahrscheinlich würden sie und Felipe hier auch irgendwann einen Anbau sponsern. Fast alles, von den Tennisplätzen bis zum Teelöffel, beruhte auf Spenden von ehemaligen Studenten oder sehr wohlhabenden, mit der Regierung paktierenden Familien. Harvard galt inzwischen nicht nur als die beste, sondern auch als die reichste Universität der Welt. Wer hier seinen Abschluss machte, vor dem lag ein klarer, vorgezeichneter Weg. Er oder sie war perfekt ausgebildet, um im oberen Management auf internationaler Ebene den Ton anzugeben, und zwar ohne Kompromisse.

Vor dem Gebäude standen bereits mehrere Grüppchen von Studenten, die schon lebhaft Diskussionen zu den drei Fällen führten, die heute anstanden. Doch Sina verspürte merkwürdigerweise nicht die geringste Lust, sich daran zu beteiligen. Die

üblichen Wortfetzen wie »Effizienz«, »Overhead«, »Standortbedingungen« oder »Kundenvertrauen aufbauen« drangen an ihr Ohr, lösten aber nichts in ihr aus. Gar nichts. Es war, als ob sie das alles nichts angehe.

Sie betrat so entspannt wie noch nie den Klassenraum und wählte ihren Platz ziemlich weit oben in der Mitte aus. Tische und Stühle waren wie in einem Amphitheater im Halbkreis treppenförmig angeordnet. Jeder hatte dadurch einen perfekt freien Blick auf den Professor, der unten in der Mitte vor der großen Schiefertafel stand, aber ebenso auf jeden der neunzig Mitstudenten. Keiner musste auf irgendwelche Rücken schauen, was für die Art der Unterrichtsform der Harvard Business School extrem wichtig war. Hier wurde nicht einfach Wissen wie mit dem Maschinengewehr abgefeuert, sondern anhand von realen Fällen, Diskussionen, Analysen und Entscheidungen musste jeder es sich selbst erarbeiten.

Dafür wurden meist zwei Gruppen gebildet, die wie in den oberen Managementetagen großer Unternehmen das Für und Wider einer anstehenden Entscheidung diskutierten. Alle mussten deshalb für jeden der zu diskutierenden Fälle bis ins letzte Detail vorbereitet sein. Da reichte es nicht aus, die Bilanz zu kennen, sondern es war notwendig, sich ausführlich mit der wirtschaftlichen Entwicklung, Politik, Bestechlichkeit, Arbeitsethik und den sozialen Strukturen des jeweiligen Landes auseinanderzusetzen zu haben.

Sina holte ihr Namensschild aus der Tasche und stellte es vor sich auf den Tisch. Die Unterlagen für die drei heute zu diskutierenden Unternehmensentscheidungen legte sie daneben. Den Fischkonservenfall als oberstes. Sie hatte sich fein säuberlich Notizen an den Rand geschrieben, woran sie sich allerdings im Moment nicht mehr erinnern konnte. Das beunruhigte sie nun doch. Felipe, der neben ihr saß, merkte sofort, dass etwas nicht stimmte. »Alles in Ordnung?«

Sina nickte. Wie sollte sie ihm auch jetzt begreiflich machen,

dass bei ihr schon wieder etwas nicht stimmte? Glücklicherweise zog aber jetzt Professor Bloomfield, ein kleiner, stämmiger Mann in Anzug und Krawatte, die Aufmerksamkeit auf sich. Ohne dass er etwas sagen musste, nahmen die Studenten ihre Plätze ein. Innerhalb weniger Minuten standen alle Namensschilder auf den Tischen und alle Unterlagen waren bereit. Er sprach ein paar einführende Worte, machte zur Auflockerung seine typischen jüdischen Witze und schaltete dann den Beamer an, um das, was er auf seinem Laptop vorbereitet hatte, auf die große Leinwand neben der Tafel zu projizieren. In einer kurzen Einführung zum Hondurasfall fand er die passenden Worte, um die wirtschaftliche Situation Mittel- und Südamerikas nicht zu sehr zu kompromittieren – immerhin befanden sich neben Sina und Felipe noch zwei Studenten aus Brasilien, einer aus Argentinien, sowie eine junge Frau aus Venezuela im Raum.

Sina musste sich extrem anstrengen, ihm zu folgen. Es kam ihr beinahe so vor, als spräche er eine fremde Sprache, jedenfalls nicht Englisch, womit sie noch nie Probleme gehabt hatte. Wortfetzen wie »soziale und ökologische Komponenten«, »keine Diversifizierung«, »Überfischung«, »erhöhtes Steueraufkommen«, »Wertsteigerung«, »Preisdumping« und »Großhändler« rauschten nur so an ihr vorbei. Erst als sie ihren Namen hörte, tauchte sie wie eine Ertrinkende aus dem Wortbrei auf.

»Sina, was denken Sie? Sollte die Bank den Kredit für die Fischkonservenfabrik gewähren oder nicht?«

Ihr Blick ging durch Bloomfield hindurch, der sie über seine schmale Lesebrille hinweg ansah. Sie verstand überhaupt nicht, was er von ihr wollte. Panisch versuchte sie, aus ihren Notizen irgendeine schlüssige Argumentation zu basteln, aber auch das war unmöglich. Nicht nur, dass sie keine Antwort hatte, sie hatte auch keine Frage, die eine Diskussion in Gang bringen und so den Fokus von ihr ablenken könnte. Neunzig Augenpaare ruhten auf ihr. Hatte plötzlich eine Art Lampenfiebertypus bei ihr ange-dockt, oder was war los?

»Sina, das ist doch Ihr Metier. Da müssen Sie sich doch ganz zu Hause fühlen.«

Doch Sina fühlte sich so fremd und hilflos wie noch nie. Natürlich hatte Bloomfield recht. Mit Kreditanfragen und Investmentmöglichkeiten hatte sich schon als Kind besser ausgekannt als mit Märchen oder Brettspielen.

»Sind Sie vielleicht nicht vorbereitet?«

Der Satz fuhr auf sie hernieder wie ein Peitschenhieb. Nicht vorbereitet zu sein war etwas, das sich hier keiner leistete. Ein absolutes No-Go, ein Zeichen völliger Ignoranz, Undankbarkeit und Missachtung. Der stechende Schmerz in ihrem Magen kehrte zurück. Das Schwindelgefühl, das Zittern. Was war nur mit ihr los? Wieder drang die Stimme von Bloomfield an ihr Ohr.

»Sina, stimmt etwas nicht mit Ihnen?«

Er hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Mit ihr stimmte gar nichts mehr. Sie war nicht mehr sie selbst. Nicht mehr der brillante Kopf, der immer ein schlüssiges Argument für oder gegen eine Entscheidung hatte. Eines, dem in den seltensten Fällen etwas entgegenzusetzen war. Doch heute blieb das aus. Sie hatte einfach nichts zu sagen. Gar nichts. In ihrem Kopf befand sich dort, wo sie normalerweise Antworten hervorholte, nichts weiter als ein schwarzes Loch. Alles gelöscht. Ihre Festplatte war getilgt.

»Ich bitte um Entschuldigung«, stammelte sie leise. Was für eine Blamage, wo sie doch sonst immer die Erste war, deren Hand nach oben schnellte, selbst bei den kniffligsten Fragen.

»Kein Problem, Sina, das kann jedem mal passieren«, hörte sie Bloomfields Stimme mit leicht sarkastischem Unterton.

Ja, jedem, aber nicht ihr, Sina Saratoga, Enkeltochter von Enrique Mateo Saratoga, zukünftige Erbin des größten Bankenimperiums Südamerikas. Krampfhaft versuchte sie die aufsteigenden Tränen zu bezwingen und Haltung zu bewahren. Doch es war ihr unmöglich, sich dieser Schmach weiter auszusetzen. Sie zwängte sich an ihren Sitznachbarn vorbei, lief dann durch die Mitte nach

vorne und fühlte sich wie ein geschlagener Gladiator, der die Arena verlassen musste. Aus dem Augenwinkel nahm sie noch wahr, wie Felipe aufstand, um ihr zu folgen, sich dann jedoch auf ein Handzeichen des Professors wieder setzte. Sie war froh darüber und lief so schnell sie konnte durch die hohen, majestätischen Gänge auf die Toilette. Ihr Magen und ihr Darm revoltierten um die Wette. Dieses Phänomen kannte sie von sich. Es passierte immer, wenn sie emotional überfordert war, wenn zu viel auf einmal auf sie einprasselte. Aber dass ihr Gehirn plötzlich wie leer gefegt war, dass sie nicht die geringste Ahnung hatte, was sie auf die Frage von Bloomfield hätte antworten können, machte ihr nicht nur Angst, sondern versetzte sie in Panik.

Nachdem sie sich entleert hatte, wusch sie sich die Hände und starrte in den Spiegel auf ihr bleiches, von dunklem, lockigem Haar umrahmtes Gesicht. Sie wischte sich Stirn und Nacken mit einem Papierhandtuch ab und stellte sich für einen Moment eine Zukunft vor, in der dieser Blackout andauerte und den vorzeitigen Abbruch ihrer Karriere herbeiführte. Es würde von ihr nichts bleiben als eine Fußnote in irgendeiner Saratoga-Biografie, so winzig klein gedruckt, dass man eine Lupe brauchte, um sie zu entziffern. In Panama galt sie einst als aufgehender Stern am Bankenhimmel, jetzt war sie nur noch eine Sternschnuppe, die in Höchstgeschwindigkeit im All verglüht war. All ihre Hoffnungen, durch ihre Position in dieser Welt, in der es nur um money flow, recupement und depth policy ging, etwas mehr soziale Gerechtigkeit herbeizuführen, schienen in diesem Augenblick für immer gestorben.

Da sie unmöglich in den Hörsaal zurückkehren konnte, aber auch nicht auf ihr Zimmer wollte, flüchtete sich Sina durch tanzende Schneeflocken in die Kapelle des Campus, den einzigen Ort, wo sie ungestört über ihre fatale Situation nachdenken konnte. Ein schlichter, lichtdurchfluteter, kreisförmiger Raum mit nur wenigen Stuhlreihen. Sie setzte sich und genoss die Stille, die lediglich vom Plätschern eines kleinen Wasserfalls unter-

brochen wurde, der sich an der Außenwand in einen Kanal ergoss, von dem die Kapelle wie ein kleiner Burggraben umschlossen wurde.

Sie hatte einen Einbruch ihrer Persönlichkeit erlebt, der sie zutiefst verstörte. Ihre bisherigen Mechanismen griffen nicht mehr. Sie hatte zwar die Hoffnung, dass dies ein einmaliger Anfall war, aber wenn nicht, musste sie sich darauf einstellen, dass ihr Leben sich vollständig verändern würde. Vielleicht war das ja ein Zeichen. Vielleicht war es ihr gar nicht bestimmt, das Bankenimperium ihres Großvaters zu übernehmen. Vielleicht hatte irgendeine höhere Macht etwas ganz anderes mit ihr vor. Sie blickte zu dem Holzkreuz, das über dem nur angedeuteten Steinaltar schwebte. Auch wenn sie in einem katholischen Land aufgewachsen war, in dem die Kirche eine starke Position innehatte, war sie nicht besonders gläubig. Kirche war etwas für die Armen, die Hoffnungslosen – die Schicht, der sie angehörte, verließ sich lieber auf ihren Verstand. Aber der war ihr nun offensichtlich abhandengekommen.

Eine weibliche Stimme unterbrach plötzlich ihren Gedanken- gang. »Hierher hast du dich also zurückgezogen!«

Sina drehte sich um und blickte geradewegs in das Gesicht von Dr. Nichols, die sie aus ihrem Nebenfach »Psychologische Führungsmethoden und Strategien« kannte. Die noch relativ junge Frau mit aschblondem Pagenkopf und einer schwarz geränderten Brille lächelte Sina vertrauensvoll an.

»Ich habe gehört, was heute Morgen passiert ist, und wollte fragen, ob du vielleicht mit mir reden möchtest.«

Sina gab keine Antwort.

»Du brauchst dich deswegen nicht zu schämen, so etwas kann jedem mal passieren.«

»Das hat Bloomfield auch gesagt, aber ...«

»Du bist einfach überarbeitet, Sina, und das ist auch nur zu verständlich. Du hast mit sechzehn das College als Beste deines Jahrgangs abgeschlossen, dann ein Wirtschaftsstudium mit Sum-



ma-cum-laude-Abschluss hingelegt, ein Jahr in der Bank deines Großvaters gearbeitet, wo du ein geniales High-Speed-Investmentprogramm entwickelt hast, und bist jetzt mit vierundzwanzig die jüngste Studentin der HBS. Und auch noch die beste. Das haut irgendwann das stärkste Pferd um.« Sie lächelte Sina vertrauensvoll an. »Vielleicht solltest du ein paar Nebenfächer ablegen oder sogar bis zum Semesterende eine Pause einlegen. Die anfallenden Klausuren kannst du dann im nächsten Jahr nachschreiben.«

Überarbeitung oder besser Burn-out. Sina war sich ganz sicher, dass es das nicht war. So etwas kam nicht von einem Tag auf den anderen ... ausgelöst durch einen Stoffesel. Sie musste innerlich lächeln. Aber wenn sie Dr. Nichols von dem Esel erzählte, würde man sie wahrscheinlich auf direktem Weg von Harvard in die Klapsmühle überführen.

»Was meinst du? Es sind doch nur ein paar Wochen bis Weihnachten und die hast du im neuen Jahr sicher schnell wieder aufgeholt. Und vielleicht sprichst du auch mal mit deinem Arzt.«

»Ich werde darüber nachdenken. Vielen Dank.«

»Tu das! Und wie wäre es, wenn du mich jetzt zur Mensa begleitest? Ich bin sicher, du hast heute noch nichts Vernünftiges gegessen.«

Sina schüttelte den Kopf. Unmöglich konnte sie sich den mitleidigen Blicken der anderen stellen. Bestimmt hatte ihr Aussetzer bereits wie ein Lauffeuer die Runde gemacht. Und sicherlich hatte sie damit einigen Neidern – und die gab es hier zur Genüge – endlich mal Genugtuung verschafft.

»Ich würde gerne noch einen Moment hierbleiben«, antwortete sie.

»Wie du meinst, aber du musst mir versprechen, etwas zu essen, Sina.«

»Versprochen. Und danke!«

»Gerne. Ich bin immer für dich da.«

Sina wandte sich von ihr ab und blickte wieder zu dem Holz-

kreuz. Was würde wohl ihr Großvater sagen, wenn sie mitten im Semester nach Hause kommen würde? Wie sollte sie ihm, der so große Erwartungen an sie hatte, erklären, dass in ihrem Hirn nur noch Zuckerwatte war? Sie war doch seine Garantie für die Zukunft. Ihr hatte er es zu verdanken, dass in seinen Banken heute junge Leute saßen, die sich mit der Technologie ihrer Zeit auskannten und ihm äußerst lukrative Geschäfte ermöglichten, die in Bruchteilen eines Wimpernschlags abgewickelt wurden. Ihr traute er als Einziger eine neue Art von Führungsstrategie zu. Nein, sie wollte erst einmal abwarten. Vielleicht war ja morgen schon wieder alles gut und sie musste die Pferde in Panama gar nicht erst scheu machen.



Ein paar Tage später verließen Sina und Felipe den Campus in nördlicher Richtung auf der John F. Kennedy Street, über die Anderson Memorial Bridge, auf der Bauarbeiten stattfanden, was einen ohrenbetäubenden Krach verursachte. Sina, die ohnehin lärmempfindlich war, blieb nichts anderes übrig, als sich die Ohren zuzuhalten, wenn sie irgendwie überleben wollte. Unten auf dem Charles River trainierten die Rudermannschaften verschiedener Teams. Allerdings wurden die Kommandorufe der Steuerleute und -frauen von den Pressluftschlämmern, die die Straße aufrissen, vollständig übertönt. Als sie dann auch noch von einem Skateboardfahrer überholt wurde, der ihre Zehen nur knapp verfehlte, war sie so fertig, dass sie nur noch umkehren wollte. Felipe nahm jedoch ihre Hand und zog sie weiter. Er wusste um ihre Hochsensibilität, die es ihr so schwer machte, Lärm, schlechte Gerüche, sowie starke Emotionen zu verarbeiten.

Sina erwünschte sich, den Termin bei Dr. Finkelstein nicht auf einen anderen Tag verschoben zu haben, einen, an dem die

Taxifahrer nicht gerade streikten. Aber Felipe hatte ihr davon abgeraten und sie überredet, die zwei Stationen bis Davidsquare mit der U-Bahn zu fahren. Es grenzte sowieso an ein Wunder, dass sie so schnell einen Termin bekommen hatte. Die Psychologin war schließlich weltberühmt und hatte sogar Patienten aus Europa, die extra über den großen Teich kamen.

Die Empfehlung war von Eduardo gekommen, ihrem Privatlehrer und Freund ihrer Großmutter, der ebenfalls hier in den Staaten studiert hatte.

Nach einer ausführlichen ärztlichen Untersuchung und einem Besuch beim Neurologen hatte sich Sina noch immer keinen Reim auf ihren Zustand machen können und schließlich Eduardo eingeweiht, ihn allerdings darum gebeten, ihren Großeltern vorerst nichts zu erzählen.

Am Harvard Square, wo sich die Metrostation befand, ging es auch nicht ruhiger zu. Straßenmusiker, Verkehr und Lautsprecherstimmen der Touristguides, die versuchten, ihre Schäfchen zusammenzuhalten, bildeten eine Kakophonie an Tönen, die für Sina kaum auszuhalten war. Viele Studenten verdienten sich ein Zubrot, indem sie Touristen über den traditionellen Harvard-Campus führten und Anekdoten von Berühmtheiten wie Bill Clinton, Bill Gates oder George W. Bush, die alle hier studiert hatten, zum Besten gaben. Die etwas weiter abgelegene Business School auf der anderen Seite des Flusses blieb glücklicherweise von diesen Menschenmassen verschont.

Die U-Bahn war proppenvoll, sodass die beiden Panameños kaum Platz fanden. Verschiedene Ausdünstungen nahmen Sina fast den Atmen. Außerdem war es so feucht und stickig, dass ihr unter dem Mantel kleine Bäche den Rücken hinunterliefen. Von Cambridge nach Summerhill waren es nur zwei Stationen. Trotzdem wäre sie am liebsten schon an der nächsten Haltestelle ausgestiegen. Doch sie wollte sich und auch Felipe beweisen, dass sie, wie jeder andere Mensch in Boston, in der Lage war, mit der Metro zu fahren.

»Next stop: Davidsquare«, schallte es endlich nach gefühlten zwei Stunden aus dem Lautsprecher. Die Türen hatten sich noch nicht ganz geöffnet, da drängte Sina bereits mit letzter Kraft nach draußen, hastete die Rolltreppen hinauf und keuchte wie ein ausgepumpter Langstreckenläufer, als sie endlich wieder an der frischen Luft war.

»Du siehst nicht gut aus«, sagte Felipe, der kaum hinterherkam.

»Nein, alles in Ordnung«, versicherte Sina, obwohl sich sowohl ihr Darm als auch ihr Magen bereits wieder mit solcher Heftigkeit meldeten, dass sie schnellstens in einem der vielen Restaurants verschwinden musste, wenn sie sich nicht einem Malheur mitten auf der Straße aussetzen wollte.

Als sie von der Toilette zurückkam, hatte Felipe einen Tisch gefunden und ihr einen frisch gepressten Orangensaft bestellt. »Wir haben noch etwas Zeit, trink erst mal einen Schluck.«

Sie lächelte ihn dankbar an und kippte dann den Orangensaft hinunter, als wäre er ein Zaubertrank, der ihr alles wiedergeben könnte, was sie verloren hatte. Verloren? Was hatte sie eigentlich verloren? Ihre sogenannte Genialität? Aber vielleicht lebte es sich ja ohne viel besser, viel freier. Dieser Gedanke war ihr in den letzten Tagen öfter gekommen.

Sie stellte das leere Glas ab und sah Felipe nachdenklich an. »Was denkst du, werde ich wieder gesund? Werden wir unsere Träume von einem besseren Lateinamerika ohne Korruption, Drogen und Terror überhaupt je erfüllen können? Vielleicht soll mir ja diese merkwürdige Krankheit sagen, dass das alles eine große Illusion ist und wir nur winzige, unbedeutende Zacken im großen Weltzahnrad sind. Vielleicht wird weder diese elitäre Schule noch alles Geld, was wir je verdienen können, ausreichen, um unsere Ziele zu erreichen.«

Felipe schüttelte den Kopf und nahm Sinas Hand. »Du wirst sehen, wir schaffen das, und zwar wir beide gemeinsam. Eines Tages werde ich Präsident von Kolumbien sein. Ich werde dafür

sorgen, dass sich kein Kolumbianer mehr schämen muss, wenn er seinen Pass vorzeigt. Die Kriminalität, die Feindschaft, die Gier, der Hass, die Gewalt – das muss und wird aufhören! Ich möchte aufrecht in mein Land zurückgehen, auch wenn mein Vater dort viel Schaden angerichtet hat. Ich möchte, dass die Menschen dort nicht von Furcht beherrscht werden und sich nicht nur durch ihr Verhältnis zu Gewalt definieren.«

Sina sah ihn lächelnd an. Sie liebte es, wenn er so sprach und sich gegen seinen Vater stellte, der einst einer der größten Drogenbarone Kolumbiens war, bis er sich in Panama niederließ und dort mit seinen Millionen ein Immobilienimperium zusammenkaufte. Mit der nicht unerheblichen Hilfe ihres Großvaters.

»Was wir hier in Harvard lernen, ist gut. Und Business ist wichtig, aber es darf nicht zulasten der kleinen Leute gehen. Man muss abgeben, muss seinen Gewinn teilen, alle müssen etwas davon haben. An einen Politiker erinnert man sich nicht, weil er Straßen und Krankenhäuser gebaut hat, sondern weil er in einer Gesellschaft ein anderes Bewusstsein hervorgebracht hat, so wie ein Martin Luther King oder Kennedy oder Gandhi. Man kann Menschen aus dem Weg räumen, aber keine Ideen! Wenn sie gut sind, überleben sie! Wir sind nicht auf diesem Planeten, um uns gegenseitig Schaden zuzufügen – es gibt edlere Gründe, um zu leben.«

Sina nahm seine Hand. »Das solltest du dir für deine Antrittsrede merken.«

»Ja, bei der du neben mir stehen wirst, als meine Frau. Ich werde immer bei dir bleiben, egal, ob du deine Fähigkeiten wiedererlangst oder nicht.«



Die Praxis von Dr. Finkelstein befand sich einige Straßen weiter in einer ruhigen Wohngegend mit den typischen, weiß gestrichenen Neuengland-Holzhäusern. Auf dem Schild, das an dem kleinen Zaun angebracht war, der den gepflegten Vorgarten von der Straße trennte, stand nur schlicht »Dr. Sarah Finkelstein, Psychotherapeutin, Sprechstunden nur nach Vereinbarung«.

Klar, dass sich hier in Boston, dem sogenannten Think Tank der Vereinigten Staaten mit MIT, Harvard, Berklee und der Boston University viele Juden angesiedelt hatten. Das puritanische Neuengland, das sehr verbunden mit dem Alten Testament war, hatte sich von Anfang an offen gegenüber jüdischen Emigranten gezeigt. Von einer israelischen Mitstudentin wusste Sina, dass man bereits im 17. Jahrhundert in Harvard Hebräisch studieren konnte.

Dr. Finkelstein empfing sie persönlich. Eine auf den ersten Blick unscheinbar wirkende Frau um die fünfzig, mit grauem Kurzhaarschnitt und eleganter Kleidung. Ihre hohe Stirn und die wachen Augen ließen Sina schnell erkennen, dass diese Frau einiges draufhatte.

»Ich freue mich, Sie kennenzulernen«, begrüßte sie die beiden und dann zu Sina gewandt: »Eduardo hat mir schon einiges über Sie erzählt, aber keine Angst, ich werde mir auf alle Fälle selbst ein Bild machen.« Sie zeigte den beiden die Garderobe und bat Felipe, in dem stilvoll eingerichteten Vorraum zu warten.

»Sie können sich gerne bedienen«, lächelte sie und deutete auf ein gut sortiertes Bücherregal, das zum Stöbern einlud, und auf die Kaffeemaschine, die auf einem Tisch daneben stand.

»Vielen Dank«, Felipe warf Sina noch einen aufmunternden Blick zu, bevor diese mit der Ärztin hinter der schallgedämmten Tür verschwand.

Das Sprechzimmer von Dr. Finkelstein zeugte von demselben guten Geschmack wie ihre Kleidung. Modernes und antikes Mobiliar harmonierte perfekt miteinander. Eine gemütliche Chaiselongue stand in einer Ecke, in der anderen ein alter Holztisch mit

grober Maserung mit vier Stühlen. Sina entschied sich für den Tisch.

An der Wand hing eine gerahmte Mola, ein Bild aus verschiedenfarbigen zusammengenähten Stoffen, das eine Art Labyrinth darstellte und Sina an ihre Heimat erinnerte.

»Ein Geschenk von Eduardo«, erklärte die Therapeutin, die Sinas erstauntem Blick gefolgt war. »Als ich ihn vor Jahren in Panama besuchte, habe ich mich sofort in diese bunten Textilbilder der Kuna-Indianer verliebt. Oben in meiner Privatwohnung hängen noch mehr davon.«

Damit war das Eis gebrochen. Sie war Sina sofort sympathisch. Die Kuna waren ein ganz besonderes Volk mit einer uralten Tradition. Sie lebten als einer der wenigen Indiostämme vollständig autark nach eigenen Gesetzen in einem riesigen Territorium innerhalb Panamas, über das nur sie bestimmen konnten. Wer ihre Kunst liebte, musste ein sensibler Mensch sein, dem sie vertrauen konnte, dachte sich Sina. Auch wenn die Molas heute hauptsächlich für Touristen hergestellt wurden, so waren sie doch etwas Besonderes und Ausdruck der engen Verbundenheit der Kuna zu ihrem Land und ihrer Kultur. Sina wusste nicht warum, aber das genügte ihr als Grund, sich dieser Frau zu öffnen. Sie setzte sich auf einen der Stühle und sah die Ärztin an.

»Was soll ich Ihnen erzählen, Dr. Finkelstein?«

»Sarah, mein Name ist Sarah. Ich denke, es ist einfacher, wenn wir uns duzen. Erzähl mir einfach, wie du dich gerade fühlst.«

Sina dachte einen Moment nach, bevor sie antwortete. »Beschämt und auch schuldig.« Es war eine Wohltat, endlich die Wahrheit sagen zu dürfen. Weder gegenüber Felipe, Eduardo noch Mrs. Nichols hatte sie ihre wahren Gefühle preisgeben wollen. Hier war es etwas anderes. Und irgendwie hatte es mit dieser Mola zu tun. Die folgenden Worte schossen nur so aus ihr heraus.

»Auch ein wenig wie eine Versagerin und wie eine komplette Außenseiterin.«

»Bist du denn eine?«

»Ich bin nie in meinem Leben Fahrrad gefahren, nicht auf Bäume geklettert, nicht einmal zur Schule gegangen. Ich hatte Großeltern, die mich verwöhnten, verhätschelten, anbeteten, bewunderten. Ich glaube kaum, dass man unter solchen Bedingungen normal bleiben kann – da muss man doch seltsam werden. Es ist ein Wunder, dass ich noch kein Magengeschwür habe und mir nicht vor jeder Prüfung an der Uni die Seele aus dem Leib gekotzt habe. Dass mir das Hirn nicht ständig wie eine Bohrmaschine tönt. Ich habe bisher nur zwei Mal mit einem Mann geschlafen, was jedoch nicht mit Lust oder Leidenschaft verbunden war, sondern immer nur mit der Aufgabe, es zu erledigen, es hinter mich zu bringen, weil es ja irgendwie dazugehört zum Leben einer jungen Frau. Also bin ich jetzt ein Freak oder nicht?« Sina wunderte sich über sich selbst. Noch nie hatte sie sich so gesehen.

Dr. Finkelstein sah sie weiterhin freundlich und nicht besonders überrascht an.

»War es der junge Mann, der draußen auf dich wartet?«

»Du meinst, ob ich mit ihm schlafe, ob er es geschafft hat, das Eis in meinen Adern zum Schmelzen zu bringen? Warum sagen wir eigentlich ›schlafen‹, wo doch schlafen das Letzte ist, was man im Sinn hat, wenn wir mit jemandem ins Bett steigen? Aber ja, du hast recht. Wir schlafen miteinander. Öfter. Zusammen in einem Bett ... sonst passiert allerdings gar nichts.«

Sarah sah sie abwartend an und so sprach Sina einfach weiter.

»Wir fühlen uns manchmal einsam zwischen den ganzen Yankees, Russen und Chinesen ... uns fehlt die Familie, und da kommt er zu mir ins Zimmer und dann kuscheln wir uns in dem schmalen Bett aneinander. Das hat für uns beide etwas Tröstliches. Es vermittelt Geborgenheit. Aber Sex? Nein. Uns verbinden andere Dinge.«

»Was zum Beispiel?«

»Wie wir aufgewachsen sind, in was für einem Umfeld, mit welchen Ansprüchen.«



»Du sagst, dass in deiner Kindheit etwas gefehlt hat, Sina. Wenn alle sich nur für deine Intelligenz, deine ungewöhnlichen analytischen Fähigkeiten interessiert haben, sind möglicherweise tiefe kindliche Bedürfnisse auf der Strecke geblieben.«

Sina sah sie aufmerksam an. »Aber das kann doch nicht der Grund dafür sein, dass Teile meines Gehirns plötzlich vollständig lahmgelegt sind. Meine Großeltern waren immer sehr gut zu mir. Mein Großvater traut mir sehr viel zu. Als sich zeigte, dass ich das Potenzial und die Begabung hatte, in seine Fußstapfen zu treten, tat er alles, um mich zu fördern und mir das Leben so angenehm wie nur möglich zu machen.«

»Und trotzdem hat dir etwas Essenzielles gefehlt.« Sarah machte eine kleine Pause. »Kannst du dich eigentlich an deine Eltern erinnern, an irgendetwas?«

Sinas Blick versteinerte. »Ich war vier, als sie starben.«

»Okay, mit vier ist das Bewusstsein schon entwickelt. Da muss es doch irgendetwas in deiner Erinnerung geben?«

Sina schüttelte heftig den Kopf.

»Vielleicht ein Geruch, eine Berührung, Worte?«

Das Kopfschütteln wurde heftiger.

»Kann es sein, dass du dich gar nicht erinnern willst ... weil es so wehtut?«

»Meine Eltern sind tot und das schon seit über zwanzig Jahren. Sie sind bei der Explosion ihres medizinischen Labors auf der kanarischen Insel La Palma ums Leben gekommen«, leierte sie herunter, wie sie es schon viele Male erzählt hatte.

»Das haben dir deine Großeltern erzählt.«

»Ja, und es gibt auch alte Zeitungsausschnitte.«

»Warst du denn bei diesem Unfall dabei?«

»Nein.«

»Wo warst du?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Keine Ahnung. Wenn ich meine Großeltern nach dieser Zeit frage, erzählen sie mir nie viel. Da gibt es überhaupt viele Heimlichkeiten. Schweigen und Heim-

lichkeiten. Manchmal komme ich in den Salon und sofort wird es still. Ich weiß dann, dass sie von meinen Eltern gesprochen haben, oder zumindest von meinem Vater. Meine Mutter hat für sie sowieso nie existiert. Mein Großvater macht sie für den Tod meines Vaters verantwortlich. Ohne sie wäre er nie bei Forster's Health ausgestiegen und auf die kleine Insel La Palma gegangen.«

»Forster's Health, der große amerikanische Pharmakonzern?«, hakte Sarah nach.

Sina nickte. »Mein Vater war in erster Ehe mit der Tochter von Gerald Forster verheiratet und hat sie dann für meine Mutter verlassen. Das fand mein Großvater, der eng mit Gerald Forster befreundet ist, nicht toll. Aber soviel ich weiß, machen die beiden immer noch Geschäfte miteinander.«

»Hast du denn ein Foto von deiner Mutter?«

»Ja, aber nur ein ganz schlechtes aus der Zeitung. Richtige Fotos gibt es nicht. Meine Mutter war Waise. Sie hat ihre Eltern auch ganz früh bei einem Autounfall verloren und ist dann bei ihrer Großmutter in Spanien aufgewachsen. Aber die ist natürlich längst tot.«

»Kannst du dich denn an ihr Aussehen erinnern?«

»Sie soll rotblonde Haare gehabt haben. Großvater hat sie sogar mal als Hexe bezeichnet. Ich habe meine Eltern komplett vergessen«, sagte sie. »Nicht nur ihren Tod, sondern dass sie überhaupt existiert haben. Es ist so, als hätte sie jemand aus meinem Gedächtnis ausradiert.«

»Nicht ausradiert, du hast sie verdrängt.«

»Verdrängt, wieso verdrängt? Ich will mich doch an meine Eltern erinnern. Aber ich kann es nicht.«

## 2. KAPITEL



Enrique de Alba y Santa Barbara hastete durch die schmalen Gassen von Salamanca, seine dünne Ledermappe unter dem Arm, in der sich nur das Heft befand, in das er seine Aufzeichnungen schrieb. Er hatte weder einen Blick für die sandsteinfarbenen Häuser mit ihren dicken, festungsähnlichen Mauern noch für die Frauen, die sich am Morgen mit Kisten und Körben beladen auf den Weg zum Markt machten. Nur den Bettlern, traurigen alterslosen Gestalten, in Lumpen gehüllt, die auf den Stufen vor der Kathedrale hockten, schenkte er wie immer freundliche Beachtung und ein paar Kupfermünzen.

Dann stemmte er das schwere Holztor der Kathedrale auf, gerade so weit, dass er seinen schlanken, hochgewachsenen Körper hindurchzwängen konnte. Die Kühle des wuchtigen Kirchenschiffs empfing ihn wohltuend und er brauchte einen Moment, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten, denn es trat nur wenig Licht durch einige runde Fenster oben an der Decke ein. Er atmete tief ein und lief dann durch den Mittelgang nach vorne zum Altar. Seine Schritte hallten auf dem blanken, abgetretenen Steinboden. Obwohl er beinahe jeden Tag hierherkam, ließ er auch diesmal die Gelegenheit nicht verstreichen, kurz anzuhalten, um für einen Moment die im Stil seiner Zeit

gemalten Fresken auf den Seitenwänden zu betrachten: die Heilung des Blinden, des Aussätzigen, des Taubstummen und des Gelähmten. Als angehender Arzt hatte er sich schon oft gefragt, welche geheimen Mittel der Sohn Gottes wohl vor 1500 Jahren verwendet hatte, aber natürlich keine Antwort darauf gefunden.

Mit einem gezielten Tritt öffnete er die stets klemmende Tür rechts neben dem mit einigen Kerzen spärlich beleuchteten Bildnis des heiligen Johannes und betrat den schattigen Kreuzgang des angeschlossenen Klosters. Die ursprünglichen Kapellen an allen vier Seiten dienten als Vorlesungsräume, seit die einstige Domschule mit Unterstützung von Papst Benedikt XIII. zur Universität erklärt worden war. Der Innenhof, in dem sich sonst die Studenten tummelten, war wie leer gefegt, da der Unterricht längst begonnen hatte. Die Tür, hinter der Medizinkunde gelehrt wurde, war bereits geschlossen, die Stimme von Emilio León de Cosa drang jedoch unüberhörbar hindurch.

Enrique drückte die Klinke vorsichtig nach unten, um möglichst kein Geräusch zu verursachen. Er wollte gerade unauffällig an seinen Platz in der vorletzten Bank huschen, als ihn de Cosa mit seiner lauten Stimme nach vorne zitierte.

»De Alba, Ihr haltet es wohl nicht für nötig, mir den Respekt zu zollen, pünktlich zu sein. Es scheint Euch gar nicht zu interessieren, was ich zu sagen habe. Wisst Ihr überhaupt, wo Ihr Euch hier befindet? Das hier ist schließlich keine Schenke, in die man kommen und sie dann wieder verlassen kann, wie es einem beliebt.«

»Bitte verzeiht Maestro, ich weiß, welche hohe Ehre es ist, bei Euch studieren zu dürfen. Ihr, der einer wandelnden Enzyklopädie gleicht und von allen Ärzten Spaniens die meiste Erfahrung habt.«

Der kleine Spanier im hochgeschlossenen schwarzen Wams mit der typisch weißen Kröse, aus der sein kleiner Kopf herausragte, lächelte wohlgefällig, sodass die Spitzen seines aufgezwickelten Schnurrbarts zitterten.

»Hört auf, mir zu schmeicheln, und seht Euch lieber dieses Exemplar einer Wilden an, die man gestern zu mir gebracht hat. Aber kommt ihr um Himmels willen nicht zu nahe.«

Enrique näherte sich furchtlos der Trage, auf der eine zierliche junge Frau mit blauschwarzem Haar und rotbrauner Hautfarbe lag. Ihr Gesicht und ihre Arme, die aus dem weißen Leintuch herausragten, waren mit roten Pusteln bedeckt. Auf ihrer Stirn stand der Schweiß und sie atmete nur flach.

Enrique schloss die Augen und nahm sie einfach nur wahr, während de Cosa ihn beobachtete.

»Na, was sagt der Spürhund?«

Enrique lächelte. Er war nicht das erste Mal, dass der Maestro de Escuela ihn so betitelte. Aus einem unerfindlichen Grund hatte er die Fähigkeit, ohne große Untersuchungen ziemlich schnell zu erfassen, von welcher Krankheit ein Patient gequält wurde.

»Ich würde sagen, eine Sonderform der Pocken Cristalli oder Verole Volante, auch fliegende Blätter genannt. Jedenfalls keine normalen Pocken, die sehen anders aus. Ich empfehle vor allem Ruhe, kalte Kompressen und Wadenwickel, um das Fieber zu senken. Ebenso eine spezielle Kräutersalbe für die entzündeten Hautstellen.«

»Kompliment. Das ist alles richtig. Trotzdem wird sie wohl den morgigen Tag nicht mehr erleben. Ihre Abwehrkräfte sind zu schwach.«

»Das glaube ich nicht«, erwiderte Enrique bestimmt.

De Cosa sah ihn arrogant an. »Es wird Euch nichts anderes übrig bleiben. Das hier sind keine Menschen, de Alba. Es sind Wilde, die nicht unter dem Schutz unseres Herrn stehen. Denn im Gegensatz zu den Heiden hat uns Gott durch seinen Sohn Jesus Christus etwas gegeben, das uns widerstandsfähig macht gegen die Attacken des Satans.«

Enrique hätte ihm gern widersprochen, tat es aber nicht. Er wusste, dass Pocken und Pest Tausende guter Christen dahingerafft hatten und jetzt auch noch von den Eroberern in die Neue

Welt nach Amerika geschleppt wurden. Gerade erst war ihm von Rückkehrern zu Ohren gekommen, dass auf der Insel La Española, wo schon bald nach der Entdeckung durch Cristóbal Colón die ersten spanischen Kolonien gegründet worden waren, die Indios beinahe ausgestorben waren und man inzwischen Sklaven aus Afrika einführen musste. Doch darüber war mit jemandem wie de Cosa sowieso nicht zu reden. Er hatte selbst drei *moros* in seinem Haushalt und Enrique wollte es sich nicht mit ihm verscherzen. Denn Wertschätzung konnte schnell in Neid und Eifersucht übergehen, und das wollte er auf keinen Fall riskieren. Trotzdem gab er sich nicht so schnell geschlagen.

»Darf ich entgegen aller Vernunft versuchen, das Leben dieser Frau zu retten? Wenn man sie ins Universitätshospital brächte, hätte sie zumindest Aussicht auf Heilung.«

De Cosas Gesichtszüge wurden streng, doch dann entspannten sie sich plötzlich und er lächelte Enrique von oben herab an. »Warum nicht? Für eine Nacht. Da will ich mal nicht so sein. Ihr bekommt die Möglichkeit, Euer Können unter Beweis zu stellen. Aber falls Euch das nicht gelingt, und davon müssen wir leider ausgehen, ruft einen Geistlichen, wenn es mit ihr zu Ende geht. Das wird nämlich das Einzige sein, was Ihr für sie noch tun könnt. Wenigstens schmort sie auf diese Weise nicht bis in alle Ewigkeit in der Hölle.«

»Danke, Maestro«, erwiderte Enrique. »Dürfte ich dann vielleicht, um keine Zeit zu verlieren, gleich mit der Behandlung beginnen?«

De Cosa zuckte nur mit den Achseln und machte den zwei Saaldienern ein Zeichen. Sie zogen sich jeder ein Tuch als Schutz über Mund und Nase und trugen die Bahre mit der jungen Frau hinaus. Enrique folgte ihnen.

»Und wenn sie dann tot ist, grämt Euch nicht, stellt Euch einfach vor, sie wäre eine Ziege gewesen«, rief ihm de Cosa noch unter dem Gelächter der übrigen Studenten hinterher.

Enrique schauderte. Ihm war die allgemein vertretene Sicht-

weise, die Ureinwohner der Neuen Welt wie Tiere zu behandeln, von Anfang an fremd gewesen und er hatte sich oft an Diskussionen zu diesem Thema hier an der Universität beteiligt. Immer wieder strittig blieb in diesem Zusammenhang der Begriff des Naturrechts. Die einen sahen die Normen des menschlichen Zusammenlebens durch die Natur des Menschen begründet, worauf sich die sogenannte Schule von Salamanca stützte. Das hieß, wenn alle Menschen an der gleichen menschlichen Natur Anteil hatten, besaßen sie auch alle die gleichen Rechte und darin wären auch die Ureinwohner der Neuen Welt eingeschlossen. Auch sie hätten auf diese Weise ein Eigentumsrecht an ihrem Land und das Recht, sich gegen eine gewaltsame Missionierung und Versklavung zu wehren. Diese Gedanken widersprachen jedoch der ursprünglich vorherrschenden Meinung, dass die Wilden über einen geringer entwickelten Verstand verfügten und sich daher nicht auf die gleichen Rechte wie die Europäer berufen konnten, sondern, wie Kinder, einer besonderen Führung durch die Eroberer bedurften. Daneben gab es auch noch die Auffassung vom Naturrecht als dem »Recht des Stärkeren«. Enrique fühlte sich natürlich der humanistischen Ansicht der Schule von Salamanca verbunden, doch eine wirklich laute Stimme hatte diese kleine Gruppe leider nicht.



Sie konnten nicht den direkten Weg zum Hospital nehmen, sondern mussten um eine gigantische Baustelle herumlaufen, wo hauptsächlich schwarze Sklaven schwere Steine und Balken schleppten. Hier entstand das Fundament für ein neues Wahrzeichen der Christenheit. Eine gigantische, nie dagewesene Kathedrale. Nicht wie die alte im romanischen Stil, rund und gedrungen, sondern mit hohen, nach oben gezogenen Spitzbögen. Man

wollte dem himmlischen Vater noch näher sein als zuvor und auf der anderen Seite den Wert des einzelnen Menschen in den Vordergrund stellen.

Das 16. Jahrhundert war der Aufbruch in ein neues Zeitalter. Man fühlte sich nicht mehr allein abhängig von seiner Herkunft, und das Schicksal eines Menschen unterlag auch nicht mehr einzig dem Willen Gottes. Die Buchdruckkunst war erfunden und immer mehr Menschen konnten lesen und schreiben. Die Entdeckung Amerikas und die Eroberung unzähliger neuer Gebiete hatten die Denkweise verändert. Alles schien plötzlich möglich. Die Grenzen hatten sich verschoben. Und auch der Bau einer Kathedrale von über dreihundert Metern musste kein Traum bleiben.

Das Hospital war wie immer überfüllt. Es roch nach Schweiß, Urin und Blut. Selbst in den hohen, von Säulen gestützten Fluren standen so viele Betten und Pritschen, dass ein Durchkommen kaum mehr möglich war.

Die meisten Patienten hatten die Pocken, eine Krankheit, die sich in Spanien ausbreitete wie ein Geschwür und deren Ursache der Medizin ein Rätsel war. Die trüben Augen, die gefleckte Haut und die ausgezehnten Körper, die sich unter den dünnen, teilweise zerschlissenen Laken abbildeten, zerrissen Enrique das Herz. Während im gegenüberliegenden Bischofspalast und in den Häusern der reichen Kaufleute der Überfluss regierte, fehlte es hier nahezu an allem. Auch wenn jeder sein Bestes gab. Von den Nonnen, die im Namen Jesu ihren Dienst taten, bis zu den Ärzten, die, oft selbst dem Tod nahe, den Kampf nicht aufgaben.

Doch mit einem hatte de Cosa recht. Hier hatte die junge Frau keine Chance, denn sie würde sich zu dem, was sie hatte, noch zusätzlich anstecken. Enrique überlegte einen Moment, befahl den beiden jungen Männern, die Kranke auf einem der abgewetzten Behandlungstische aus Holz abzulegen, und schickte sie dann weg. Er zog das Leintuch hoch, sodass er damit den Kopf der jungen Frau bedecken konnte, nahm sie auf den Arm und



trug sie hinaus. Sie war ein Leichtgewicht, sodass er keinerlei Mühe hatte. Eine Schwester in laut raschelnder weißer Tracht nickte ihm voller Mitgefühl zu.

»Die Leichenkammer ist schon bis oben hin voll, aber sie soll in einer halben Stunde geleert werden. Da kommt es auf die auch nicht mehr an.«

Enrique nickte zurück und sah dann zu, dass er das Weite suchte. Er verließ das Krankenhausgelände durch den Hintereingang, der auf eine kleine, unbelebte Gasse führte. Von dort schlug er sich, größere Plätze vermeidend, auf grobem Steinpflaster bis zu seiner Studentenbleibe in einem zweistöckigen Haus direkt an der Stadtmauer durch. Die Besitzerin, eine alte Witwe, war um diese Tageszeit zumeist schon auf dem Markt, wo sie Körbe verkaufte, die sie in vielen Stunden mühsamer nächtlicher Arbeit mit ihren von Gicht geplagten Händen fertigte.

In diesem Moment vernahm er ein leises Wimmern unter dem Tuch. Schnell stieß er mit dem Fuß die knarrende Tür auf und trug seine Last die ausgetretene Holzterrasse hinauf bis unter das Dach, wo er sich, so gut als möglich, häuslich eingerichtet hatte. Er legte die Frau auf sein Bett, zog ihr das Tuch vom Gesicht und strich ihr beruhigend über das dunkle Haar. Sie schlug die Augen auf und sah ihn ängstlich an.

»Keine Angst, ich will dir nur helfen«, sagte er so sanft er nur konnte, ohne zu wissen, ob sie ihn überhaupt verstand.

»Ich bin ein Medico. Mein Name ist Enrique de Alba. Wie heißt du?« Er deutete dabei auf sich und dann auf sie. Sie versuchte etwas zu sagen, war aber eindeutig zu schwach dafür und schloss wieder die Augen. Entweder spürte sie, dass er es gut mit ihr meinte, oder ihr war bereits so viel Böses widerfahren, dass sie vollständig resigniert hatte.

Er legte einige Schaffelle über sie, die er vom väterlichen Anwesen mit hierher genommen hatte, tränkte dann mehrere Tücher mit kaltem Wasser und wickelte sie um ihre Waden. Anschließend mischte er aus verschiedenen Kräutern, einem Ei,

Wasser und Fett eine Paste zusammen, wie er es von der *bruja*, einer alten weisen Frau, gelernt hatte, die etwas außerhalb der Stadt lebte und der Inquisition schon lange ein Dorn im Auge war. Doch da ihre Heilkunst dem rachitischen Bischof unverzichtbar geworden war, ließ man sie in Ruhe.

Enrique nahm das Tuch vom Körper der jungen Frau und verteilte vorsichtig die zähflüssige Masse auf den entzündeten und vereiterten Stellen ihres Körpers. Dann deckte er sie wieder warm zu.

Jetzt hieß es abwarten und ihre Hände fest in den seinen zu halten, damit sie sich im Schlaf nicht weiter aufkratzte. Schon nach kürzester Zeit waren die Wickel allerdings so heiß, als hätten sie stundenlang in der Sonne gelegen. Enrique erneuerte sie immer wieder, jedes Mal mit dem gleichen Ergebnis. Erst nach mehreren Stunden schien das Fieber tatsächlich nachzulassen. Ihre Stirn wurde kühler und sie erlangte ihr Bewusstsein wieder, sodass er jetzt versuchen konnte, ihr Wasser einzuflößen, auch wenn ihr das meiste aus den Mundwinkeln wieder herausrann.

Sie schlug noch einmal die Augen auf und das Leid, das Enrique darin zu sehen glaubte, ließ ihn in die Knie gehen. Was hatte man ihr nur angetan? Er wusste, dass die Kolonisten roh und gewalttätig im Umgang mit den Ureinwohnern der Neuen Welt waren. Und schon oft hatte er sich gefragt, ob es das wert war. Die Spanier besaßen doch genug eigenes Land. Warum mussten sie andere niederknüppeln und ihnen alles wegnehmen, nur weil sie sich überlegen fühlten? Er hätte am liebsten geweint, doch seine Erziehung verbot ihm das. Die junge Frau schien trotz ihres Deliriums zu bemerken, was in ihm vorging. Sie drückte seine Hand und versuchte noch einmal mit letzter Kraft, etwas zu sagen. Enrique rückte ganz nah an sie heran und hielt sein Ohr an ihre Lippen, um sie besser zu verstehen.

»Du musst ihnen beistehen. Meinen Brüdern und Schwestern. Bitte ...«, brachte sie in gebrochenem Spanisch hervor. Dann erstarb ihre Stimme.

Enrique atmete tief durch. Wenn er das nur könnte!

Er verbrachte den Rest des Tages und die ganze Nacht am Bett der Kranken. Zwischendurch fütterte er sie mit Haferbrei, den er auf einem kleinen Feuerherd zubereitete. Erst im Morgengrauen schlief er kurz ein.

Als er erwachte, war die junge Frau tot. So wie de Cosa es vorhergesagt hatte. Eine große Traurigkeit ergriff den angehenden Medico, wie immer, wenn er gegen den Tod verlor. Wie gern hätte er, wie Jesus, über irgendein Mittel verfügt, dass die Menschen am Leben erhielt. Das zumindest den jungen, unschuldigen noch eine zweite Chance gab. Doch diesen Gedanken konnte er jetzt nicht nachgehen. Er musste die Leiche verschwinden lassen, bevor die alte Witwe sie entdeckte und womöglich einen Herzstillstand erlitt.

Unten hörte er sie bereits ihre morgendliche Notdurft in dem kleinen Verschlag im Innenhof verrichten. Es blieb ihm also nicht viel Zeit, mit der Toten das Haus zu verlassen. Und so schlich er sich schnellstmöglich mit ihr aus dem Haus, zwängte sich durch eine ihm bekannte brüchige Stelle in der Stadtmauer und lief durch ein kleines Wäldchen zum Fluss. Er hockte sich am Ufer nieder und ließ sie dann vorsichtig ins Wasser gleiten. Die Strömung erfasste sofort ihren Körper und trug ihn schnell aus seinem Blickfeld. Vielleicht würde die junge Frau auf diese Weise ins Meer und wieder zurück ins Land ihrer Ahnen gelangen, dachte er. So fern der Heimat zu sterben, war bestimmt auch in der Glaubenswelt der Indios nicht vorgesehen.

Plötzlich schien es ihm, als ob ihm der Wind noch einmal den einzigen Satz zuflüsterte, den sie in seinem Beisein gesprochen hatte. »Du musst meinen Brüdern und Schwestern beistehen.« Und dann noch einmal. »Du musst meinen Brüdern und Schwestern beistehen.« Doch wie? Weder er noch die Kräuter der *bruja* waren hilfreich gewesen. Vielleicht hatte er sich von Anfang an etwas vorgemacht? Nur weil seine Mutter, an die er sich nicht einmal erinnerte, angeblich eine große Heilerin gewesen war,

mussten in ihm nicht die gleichen Fähigkeiten schlummern, auch wenn er sich das noch so sehr wünschte. Wenn er nicht irgendetwas entdeckte, um diesen tödlichen Krankheiten entgegenzutreten, würden ihm seine Patienten weiter unter den Händen wegsterben. Was nutzte ihm da ein Universitätsstudium? Was die hochmütigen, selbstverliebten Worte eines de Cosa? Ein starkes Gefühl von Ohnmacht und Verzweiflung ergriff von ihm Besitz, als er sich auf den Rückweg machte.

An der Haustür fing ihn die alte Witwe ab. »Buenos días. So früh schon unterwegs? Gut, dass ich Euch treffe. Gestern wurde ein Brief von Eurem Vater bei mir abgegeben.« Sie reichte ihm einen Umschlag und zog dann die Tür schnell wieder hinter sich zu, da sie noch im Unterrock war.

Enrique, der sich, seit er denken konnte, um seinen Vater sorgte, besonders um dessen Gemütszustand, las den Brief noch im Flur.

*Trujillo, den 12. Oktober 1512*

*Mein lieber Sohn,  
ich schreibe dir, weil ich zum ersten Mal seit langer Zeit einen Lichtschein im Dunkel meines Daseins sehe. Ich spüre wie schon lange nicht mehr eine Kraft in mir, es noch einmal zu wagen, meinem Leben eine andere Richtung zu geben und die Trauer und Melancholie, die mir wie ein Schatten folgen, abzuschütteln.*

*Gestern hat mich ein alter Freund besucht: Capitán Juan de Terrabaja, der gerade aus der Neuen Welt zurückgekehrt ist und mir einen Teller aus purem Gold mitgebracht hat. Er hat mich von Francisco Pizarro grüßen lassen.*

*Du erinnerst dich doch an ihn und seinen berühmten Ausspruch: In der »Neuen Welt« kann selbst ein Schweinehirte ein Königreich erobern. Und das ist ihm jetzt gelungen. Er hat einen wichtigen Posten in Castilla de Oro inne. Dort suchen sie noch Kolonisten. Ich habe nun ernsthaft darüber nachgedacht, ob ich nicht dort noch einmal von vorne anfan-*

gen soll. Mein bisheriges Leben ist, wie du weißt, gescheitert. Deine Mutter hat mich verlassen, meine Ehefrau ist gestorben und bei Hofe giltst du immer noch nicht als legitimes Mitglied der Familie de Alba y Santa Barbara. Unsere Ländereien gehören der Krone und unter den Adligen der Estremadura ist unser Name nicht lauter zu vernehmen als das Piepsen einer Maus.

Was spricht dagegen, auf der anderen Seite des Meeres ein neues Leben zu beginnen? Die Überfahrt zahlt die Krone. Ich könnte es dort noch einmal zu Ansehen und Geld bringen und meine Schulden bezahlen, sodass dein Erbe einmal nicht belastet sein wird.

Mein Sohn, ich weiß, wie wichtig dir dein Studium ist, und auch, dass du noch keinen Abschluss in der Tasche hast. Trotzdem möchte ich dich fragen, ob du dir nicht vorstellen kannst, mit mir zu kommen. Denn nur mit dir würde ich mich noch einmal in ein solches Abenteuer stürzen. Sie brauchen dort dringend Ärzte. Die Pocken wüten in beinahe allen Siedlungen, von den tropischen Krankheiten gar nicht zu sprechen. Sicher wäre es für deine Ausbildung kein Schaden, sich auch auf diesem Gebiet fortzubilden. Denke darüber nach.

*Don Joaquim de Alba y Santa Barbara*

Enrique setzte sich auf die unterste der ausgetretenen Stufen, die nach oben in seine Dachkammer führten, und fuhr sich durch das dunkle, lockige Haar, das er von seinem Vater geerbt hatte. Er war froh, dass sein alter Herr, der oft tagelang, vor allem in den trüben Wintermonaten, das Bett nicht verließ und zum Essen geradezu gezwungen werden musste, neuen Lebensmut zu fassen schien. Vielleicht würden durch einen Ortswechsel tatsächlich Traurigkeit und Schwermut von ihm abfallen.

Und wenn er auf seine eigene Lebenssituation blickte, war es vielleicht gar keine so schlechte Idee, Spanien den Rücken zu kehren. Jene Gesellschaft, die er im Grunde verachtete; in der die Armen nie den Kreislauf der Armut verließen und die Reichen

und Mächtigen sich in ihrem immer besser einrichteten. In der Menschen wie de Cosa, die sich nur auf ihre Herkunft bezogen und auf das, was sie geleistet oder angesammelt hatten, hohes Ansehen genossen, während alle anderen als minderbemittelt und als wertlos betrachtet wurden.

Er sah die zerlumpten Bettler auf den Stufen der Kathedrale vor sich, denen man nicht einmal am Ende ihres Lebens ein würdiges Grab zuweisen würde, oder die Kranken im Hospital, die nicht angemessen versorgt werden konnten. Vielleicht gab es tatsächlich die Möglichkeit, weit fort von hier anders zu leben? Vielleicht kam dieser Brief seines Vaters genau im richtigen Moment? Täglich zur Universität zu gehen und den dekadenten, hochmütigen Maestros zuzuhören, verlangte von ihm sowieso jeden Tag aufs Neue Überwindungskraft und Toleranz. Er hatte sich das etwas anders vorgestellt, als er mit großem Eifer sein Studium an der ältesten und größten Universität des Landes begonnen hatte. Sicher war ihm in den letzten drei Jahren, die er in Salamanca verbracht hatte, Wissen vermittelt worden, doch er glaubte immer weniger, hier das Rüstzeug zu erwerben, um ein wirklich guter Arzt zu werden. Dazu gehörte für ihn noch etwas anderes. Etwas, das ihm hier immer weniger begegnete. Wahre Menschlichkeit. Sorge und Mitgefühl für die Schwachen und Kranken. Die Verantwortung, auch tatsächlich mit ihnen zu sein, ihnen das Gefühl zu geben, nicht einsam und verloren in dieser Welt zu stehen. Alles andere kam für ihn eigentlich nicht mehr infrage, schien ihm nur noch Selbstbeweihräucherung und Befriedigung der eigenen Großartigkeit zu sein.

Er glaubte, noch einmal den letzten Satz des sterbenden Mädchens zu vernehmen. Alles schien irgendwie einen inneren Zusammenhang zu haben. Die Bitte der jungen Indiofrau und der Wunsch seines Vaters, in die Neue Welt zu gehen, führten zweifellos in die gleiche Richtung.

»Was machst du hier um diese Tageszeit? Musst du nicht in der Universität sein?« Die fröhliche Stimme von Pilar, einem jungen,

blassen Mädchen mit rotbraunem krausem Haar, das der Witwe manchmal beim Korbflechten half, wenn deren von der Gicht geplagten Hände ihre Arbeit nicht mehr verrichten konnten, riss ihn aus seinen Gedanken. Pilar war elternlos und lebte im Waisenhaus, das sich nur eine Straße weiter befand. Früher selbst Zögling, kümmerte sie sich heute um die Wäsche und half in der Küche mit. Sie strahlte ihn mit einer Offenheit und einem Vertrauen an, das Enrique immer wieder in Staunen versetzte.

Pilar schielte neugierig auf den Brief in seiner Hand. »Schlechte Nachrichten? Ist irgendetwas Schlimmes passiert?«

»Nein. Nur dass ich mein Studium nicht weiter fortsetzen und mein Zimmer kündigen werde.« Er wunderte sich über sich selbst, wie schnell er diese Entscheidung getroffen hatte. Alles in ihm hatte spontan »Ja« geschrien, schon während der letzten Sätze des Briefes.

»Was?« Sie starrte ihn an und unmittelbar darauf quollen Tränen aus ihren großen dunklen Augen.

»Ich werde mit meinem Vater in die Neue Welt gehen!« Jetzt war es sogar ausgesprochen. Nie hatte er so geschwind, ohne zu überlegen, eine solch schwerwiegende Entscheidung getroffen.

Als ob sie sich nicht einen Moment länger auf den Beinen halten könnte, sank Pilar neben ihm auf die Stiege. »Dann nimm mich mit.«

Trotz ihrer Tränen musste er lächeln. Er wusste natürlich, wie vernarrt die Kleine in ihn war, und auch er konnte nicht leugnen, dass er sie mit der Zeit lieb gewonnen hatte. In so manchen Nächten war sie heimlich in seine Kammer geschlichen, und eng aneinandergedrückt hatten sie für eine gewisse Zeit die Einsamkeit verschleucht, die beide umtrieb.

»Heirate mich und nimm mich mit. Hier ist das unmöglich, aber dort in der Neuen Welt gehen die Menschen vielleicht anders miteinander um.«

»Pilar, das geht nicht. Ich kann die Verantwortung für dich nicht übernehmen. Allein die Überfahrt soll so anstrengend sein,

dass sie die Menschen völlig auszehrt und bis an den Rand ihrer Kräfte bringt. Sieh dich doch an, du bestehst doch jetzt schon nur aus Haut und Knochen.«

Pilar sah bestürzt an sich herunter. »Nicht nur Haut und Knochen, ich habe auch ein Herz. Und das schlägt allein für dich. Und wenn du nicht mehr bei mir bist, wird es aufhören zu schlagen.«

Er musste wieder lächeln. Dieses Mädchen war unverbesserlich. Und sie war mutig. Andererseits hatte sie nichts zu verlieren. Doch er konnte sie unmöglich mitnehmen. Was würde sein Vater sagen, wenn er ihm eine Frau präsentierte, die weder standesgemäß war noch wusste, wer sie wann geboren hatte? Sie war als Säugling in der Drehlade des Klosters Santa Maria de Angeli aufgefunden worden und später, als sie sich weigerte, Nonne zu werden, an das Waisenhaus weitergegeben worden.

»Es geht nicht, Pilar. Du musst das einsehen.« Durch ihre lauten Stimmen angelockt, erschien jetzt auch die alte Witwe auf der Bildfläche, inzwischen für den Tag gekleidet.

»Was höre ich da?«, wandte sie sich an Enrique. »Ihr wollt in die Neue Welt? Ach herrje, warum das denn? Alles noch einmal von vorne aufbauen, irgendwo im Nirgendwo.«

»Ich finde es eine gute Idee. Hier in Spanien wartet doch nur der Tod auf uns«, warf Pilar ein, die offensichtlich Enriques Einwand gar nicht zur Kenntnis nahm.

»Und dort? Da lauern die Wilden hinter jedem Baum mit Pfeil und Bogen, um sich einen neuen Skalp an ihren Gürtel zu heften. Und soweit ich gehört habe, sollen sie ihre Feinde sogar bei lebendigem Leib verspeisen.« Sie sah den jungen Spanier abschätzend an. »Aber Ihr seid jung und braucht wahrscheinlich noch das Abenteuer.«

»Es ist wohl eher eine Aufgabe, die dort auf mich wartet«, erwiderte er ernst.

»Was für eine Aufgabe?«, fragte Pilar neugierig. »Ich werde Euch helfen, sie zu erfüllen. Dafür würde ich mein Leben geben.«



Sie machte eine dramatische Körperbewegung, als hätte sie ein Pfeil getroffen, und taumelte dann laut kichernd zu Boden. Ihr schauspielerisches Talent entbehrte nicht einer gewissen Komik, sodass sowohl Enrique als auch die Witwe in lautes Gelächter ausbrachen.

»Los, sag es mir«, drängte Pilar.

Enrique atmete tief durch. »Ich werde dort gebraucht. Sowohl von den Spaniern als auch von den Ureinwohnern. Keiner meiner Kommilitonen würde sich je auf ein solches Abenteuer einlassen. Und irgendjemand muss ja die Menschen dort medizinisch versorgen.« Er hatte keine Lust, die Schwierigkeiten seines Vaters zwischen Tür und Angel im Treppenhaus zu erklären.

Pilar sah ihn bewundernd an. »Du bist der beste Mensch, der mir je begegnet ist. Ich kann dich nicht einfach so ziehen lassen. Das musst du doch verstehen.«

Die alte Witwe versah Pilar mit einem kritischen Blick. Enrique lächelte. Natürlich schickte es sich nicht für ein Mädchen von ihrem Stand, einen Edelmann auf diese Weise zu bedrängen. Doch ihn brüskierte das in keinster Weise.

»Es tut mir leid, Pilar. Aber ich kann dich unmöglich mitnehmen«, sagte er mit bewusst strenger Stimme. Die Witwe nickte zustimmend.

»Das werden wir ja sehen.« Pilar erhob sich vom Boden und verließ mit einer schnippischen Kopfbewegung das Haus.

»Nehmt es ihr nicht übel, mein Herr. Ich kann sie ja verstehen. Was hat sie hier schon für Möglichkeiten?« Die Alte seufzte tief. »Da kann ich Euch nur Glück wünschen. Der Herrgott möge Euch und Euren Vater schützen.«

»Danke.« Enrique stand auf und drückte ihre raue Hand. »Ich möchte das Zimmer schon morgen kündigen. Bestimmt findet Ihr bald jemand Neuen.«

»Aber bestimmt nicht so einen guten Menschen wie Euch. Ich werde Euch nie vergessen und vor allem nicht die Salbe, die Ihr mir für meine schmerzenden Gelenke gegeben habt.«

»Dafür braucht Ihr mich nicht. Ihr könnt selbst zu der *bruja* gehen.« Er nickte ihr noch einmal zu und stieg dann hinauf in seine Kammer, um sein wenig Hab und Gut zu packen. Ein paar Kleidungsstücke, seine medizinischen Bücher und Aufzeichnungshefte, zwei Paar Schuhe und seinen Hut. Viel mehr war es ohnehin nicht. Dann legte er Laken und Decken zusammen, um sie nachher dorthin zu tragen, wo der Müll des Stadtviertels verbrannt wurde.

Er war noch immer über sich selbst erstaunt. Sonst war er eher ein Mensch, der sich genau überlegte, warum er wann was tat, aber jetzt kam es ihm fast so vor, als würde er von einer höheren Macht gelenkt. Ein letzter Blick in das nun gänzlich unbewohnt aussehende Zimmer erregte weder Abschiedsschmerz noch ein Gefühl, irgendetwas gegen sein Herz oder seinen Willen zu tun. Der einzige Wermutstropfen war, dass er Pilar verletzen musste. Sie würde ihm fehlen.



Als er am nächsten Morgen mit seinem Reisegepäck auf die Straße trat, drangen von Weitem Klänge von Trompeten, Schalmeien und Trommeln an sein Ohr. Das hatte er vollkommen vergessen! Heute war der elfte November, der Tag des heiligen Martin, an dem die Wahl des neuen Direktors der Alma Mater abgehalten wurde. Und nun zogen die Studenten mit ihren Instrumenten zu dessen Haus, um ihm die frohe Kunde zu überbringen. Sie bogen gerade um die Ecke und viele, die Enrique kannten, winkten ihm zu und forderten ihn auf, sich ihnen anzuschließen.

»Es ist Emilio León de Cosa!«, riefen sie ihm zu.

Der junge Spanier konnte nicht anders, als sich aus Erleichterung und Dankbarkeit heraus zu bekreuzigen. Wie gut, dass er sich bereits gestern von der Universität und allem, was dazuge-

hörte, verabschiedet hatte. De Cosa als neuer Direktor hätte es ihm schwer gemacht, die Abschlussprüfung zu bestehen. Er besaß damit das letzte Veto und hätte, nur um ihm seine Macht zu demonstrieren, ihn mindestens einmal durchrasseln lassen. Enrique sah sein Gesicht mit den sarkastisch nach unten gezogenen Mundwinkeln geradezu vor sich.

Er war im letzten Jahr Beisitzer bei der Abschlussprüfung in Rechtswesen eines guten Freundes gewesen und konnte sich noch lebhaft daran erinnern, wie man diesen vierundzwanzig Stunden lang, im wahrsten Sinne des Wortes, auseinandergenommen und ihn dann doch eiskalt hatte durchfallen lassen, obwohl er bestens vorbereitet gewesen war. Er hatte mehrere Stunden zur heiligen Barbara gebetet, der Schutzheiligen der Wissenschaft, drei je zweistündige Vorträge zu Themen gehalten, die durch den berühmten Stiletstich in ein Buch ausgewählt wurden und war dann doch als Versager abgestempelt worden.

Dieses Schicksal würde ihm, Enrique, nun erspart bleiben. Denn wenn er eines verstanden hatte, dann war es, dass nur, wer sich mit den Mächtigen verbündete, selbst Ruhm und Macht erlangen konnte. Doch war man auch nur einmal anderer Meinung, ließen sie einen fallen wie eine heiße Kartoffel. Und auf diese Erfahrung konnte er gut verzichten.

Ohne noch einen weiteren Gedanken an seine abgebrochene Karriere zu verschwenden, wandte er sich in Richtung Plaza de San Martin, von wo aus am Vormittag Postkutschen in alle Himmelsrichtungen fuhren.

Der größte Platz der Christenheit, wie er genannt wurde, erstreckte sich von der Kirche San Martin mehrere hundert Meter an der Stadtmauer entlang bis zur Puerta del Sol, dem Haupttor. Er war an beiden Seiten von eindrucksvollen Verwaltungsgebäuden gesäumt, deren Fassaden so fein ziseliert gestaltet waren, als wäre ein Silberschmied am Werk gewesen. Hier fanden große Kundgebungen, Märkte, Theatervorstellungen und sogar Stierkämpfe statt.

Enrique brauchte eine Weile, bis er einen Kutscher fand, der Richtung Süden fuhr. Denn in die trockene Estremadura, das Armenhaus Spaniens, zog es die wenigsten. Madrid und Toledo waren die Hauptziele für jeden, der es auf sich nahm, mehrere Tage auf schlechten Wegen in einer ständig ruckelnden Kutsche zu verbringen und auch noch Gefahr zu laufen, von Wegelagerern überfallen zu werden.

Es waren zwei Tagesreisen bis nach Cáceres und von dort ein weiterer halber Tag bis nach Trujillo, seiner Heimat. Die beiden Pferde, die vor die Kutsche gespannt waren, in der sechs Personen Platz fanden, sahen recht zäh aus, sodass sie wahrscheinlich nur wenige Pausen benötigten.

Der Kutscher, ein älterer Mann mit maurischem Einschlag, verlangte den Preis von zwei Silbermünzen im Voraus. Enrique gab ihm noch eine dazu, in der Hoffnung, den Mann bei guter Laune zu halten. Denn es war allorts bekannt, dass Kutscher meist mürrisch und die von Salamanca die allermürrischsten waren. Und so war der Aufschlag wohl auch der Grund dafür, dass der Mann sich pünktlich in Bewegung setzte und nicht auf weitere Fahrgäste wartete, die wahrscheinlich sowieso nicht erschienen wären.

Enrique versuchte eine Sitzhaltung einzunehmen, die ihn wenigstens bis zur ersten Pause ohne Rücken- und Kopfschmerzen sein ließ, und blickte aus dem Fenster. Plötzlich sah er von Weitem eine Gestalt über den Platz rennen, die ihm bekannt vorkam. Eine Nonne in wehender Tracht machte verzweifelt Handzeichen, dass sie noch mitfahren wollte. Er bat den Kutscher, noch einmal anzuhalten. Und als die Tür sich öffnete, blickte er voller Freude in ein ihm wohlbekanntes Gesicht. Es war Madre Teresa, die Äbtissin des Klosters Santa Maria del Valle, das seine Großmutter einst in der Nähe von Trujillo für unverheiratete adelige Frauen gegründet hatte.

»Enrique, was für eine Freude«, schnaufte sie völlig außer Atem, als sie ihn erkannte.

»Ganz meinerseits.« Er half ihr in die Kutsche und verstaute ihr Reisebündel. Wie immer hatte er das Gefühl, dass die warmen Augen der Frau, die für ihn lange Zeit eine Art Mutterersatz war, direkt in sein Herz blickten. Wie alle Dominikanerinnen trug sie eine eng anliegende weiße Haube auf dem Kopf und darüber den schwarzen Schleier.

»Ihr weilt in Salamanca, ohne mir Bescheid zu sagen?«

»Don Enrique, Ihr wisst doch, wie es ist. Ich war gerade mal einen Tag hier, um beim Bischof vorzusprechen, dass er uns wieder einen kleinen Zuschuss zukommen lässt. Es fehlt unserem Kloster an so vielen Dingen. Die Apotheke, die Eure Mutter – Gott hab sie selig – eingerichtet hat, ist zwar inzwischen offiziell anerkannt, wirft aber nicht genug ab, um alle Löcher zu stopfen.«

Enrique liebte es, wenn die alte Äbtissin von seiner Mutter sprach, an die er sich nicht bewusst erinnern konnte. Sie stammte von Benahoare, einer der Islas Canarias, den sogenannten Inseln der Glückseligen, und war in ihrer Heimat eine Art magische Heilpriesterin gewesen. Sein Vater, einst die rechte Hand von Alfonso de Lugo, dem großen Kanareneroberer, hatte sie vor über zwanzig Jahren als Sklavin mit aufs Festland gebracht. Da sie jedoch alles andere als standesgemäß war, musste sie das Kind, das sie von ihm erwartete, heimlich im Kloster von Madre Teresa zur Welt bringen. Erst später hatte sein Großvater sie und Enrique nach Trujillo geholt. Was anschließend aus ihr geworden war, lag im Dunkeln, denn sein Vater sprach nicht über sie. Wann immer die Rede auf jene Ur-Kanarierin mit dem klangvollen Namen Iriomé kam, versteinerte sein Gesichtsausdruck und er brachte kein Wort mehr über die Lippen. Dieser Zustand dauerte manchmal mehrere Tage an. Und so blieb Enrique nur die alte Äbtissin, die nie müde wurde, ihm von seiner Mutter zu erzählen. Besonders liebte er die Geschichte, als sie ihr hochschwanger in einer wilden, stürmischen Nacht das Leben rettete, mit dem Madre Teresa schon abgeschlossen hatte. Es musste in diesem Zusam-

menhang ein Geheimnis geben, dass die alte Äbtissin zu lüften jedoch nicht bereit war. Enrique hatte alles versucht, doch die Nonne war standhaft geblieben. Seine Mutter musste ganz besondere Fähigkeiten gehabt haben, die sie in die Lage versetzten, sogar den Tod in seine Schranken zu weisen. Etwas, das ihm leider verwehrt blieb.

Während die Kutsche den Rio Tormes entlang durch die abwechslungsreiche Landschaft von Kastilien fuhr, erzählte Enrique vom Brief seines Vaters und seiner schnell gefällten Entscheidung, gemeinsam mit ihm in die Neue Welt zu gehen.

»Ein große Herausforderung«, sagte Madre Teresa, nachdem sie das Für und Wider gegeneinander abgewägt hatte. »Doch jede große Herausforderung kommt immer genau zur richtigen Zeit. Nämlich dann, wenn der Mensch bereit ist, sie anzunehmen und daran zu wachsen.«

»Ihr meint also auch, es ist richtig?«

Sie lächelte ihn an. »Ihr seid jetzt ein Mann und deshalb traue ich Euch ohne Weiteres zu, richtige Entscheidungen zu treffen.«

»Danke.« Enrique lehnte sich wieder zurück. »Was täte ich nur ohne Euch?«



Die weitere Reise verlief ohne Zwischenfall, zumindest ohne größeren. Einmal brach auf einem besonders steinigen Weg hinten rechts eine Achse, und die Äbtissin saß plötzlich auf Enriques Schoß, als die Kutsche sich gefährlich zur Seite neigte. Glücklicherweise befanden sie sich gerade in der Nähe eines kleinen Dorfs, wo man den Schaden innerhalb weniger Stunden beheben konnte. Solche Unfälle und die damit verbundenen unfreiwilligen Pausen waren nichts Besonderes.

Die beiden Reisenden setzten sich auf eine Steinmauer und

führten dort ihre Unterhaltung fort. Wieder einmal erkannte Enrique, wie wichtig es war, einen Menschen zu haben, mit dem man alles, was einen bewegte, teilen konnte. Wahrscheinlich war es auch das, was ihm in Salamanca gefehlt hatte. Einen wirklich vertrauensvollen Freund hatte er dort nicht gefunden. Mit Studenten, Kollegen und Lehrern unterhielt er sich meist nur über Fachthemen, darüber hinaus ging man gemeinsam in Gasthäuser, doch dort führte meist der süffige Wein das Wort. Und Pilar? Vor ihr, einer Frau, wollte er keine Zweifel zeigen, nicht schwach aussehen. Ein Mann war nur ein Mann, wenn er sich von seiner starken Seite zeigte. Enrique schien es oft genug schwierig, das nach außen zu leben. Madre Teresa war die Einzige, die jene Einsamkeit, die damit einherging, verstand.

»Das habt Ihr bestimmt von Eurer Mutter«, sagte Madre Teresa. »Sie hat sich unter den Spaniern auch nie wohlfühlt. Dort, wo sie herkam, lebte man andere Werte. Dort mussten sich die Menschen mit guten Taten bewähren und nicht mit großspurigen Geplapper oder einer angeblich edlen Herkunft. Kein Wunder, dass sie in ihre Heimat zurückkehren wollte. Es war ihr höchstes Anliegen, dass Ihr dort aufwacht, damit Ihr nicht so werdet wie die Männer hier.« Sie lächelte. »Aber das ist auch so nicht eingetreten.«

»Sehr zum Leidwesen meines Vaters«, lächelte Enrique.

»Kann man ihm das verdenken? Ihr erinnert ihn stark an sie. Euer Aussehen, Eure blauen Augen, Eure aufrechte Haltung sowohl körperlich als auch dem Leben gegenüber.«

»Meint Ihr, sie lebt noch?«

»Das habt Ihr mich doch schon tausendmal gefragt. Ich weiß es nicht. Der Kultur ihres Volkes entsprach es, eher aus dem Leben zu scheiden, wenn man keine Möglichkeit mehr sah, es so zu gestalten, dass es einem lebenswert erschien. Viele ihrer Stammesbrüder und -schwestern haben während der spanischen Eroberungskriege den Freitod gewählt, statt versklavt zu werden. Für uns Christen ist das natürlich kein Weg, weil er einem den Zutritt

ins Himmelreich verwehrt und stattdessen das Fegefeuer auf einen wartet.«

Gut ersonnen, dachte Enrique. Auf diese Weise machte man sich alle untertan. Mit Angst und Furcht und düsteren Visionen von einem Leben nach dem Tod. Doch er sprach es nicht aus. Das verbot ihm der Respekt gegenüber der Äbtissin.

»Aber sie ist in ihre Heimat zurückgekehrt?«

»Sie hatte es zumindest vor. Aber das wisst Ihr doch alles. Der letzte Brief, den ich von ihr bekommen habe, stammte aus Augsburg im Schwabenland. Von dort wollte sie mit einem Schiff der Kaufmannsfamilie Welser zurück auf ihre Insel, die inzwischen von den Spaniern in San Miguel de la Palma umbenannt wurde. Ich habe Euch ihr Schreiben schon gezeigt, als Ihr gerade lesen gelernt hattet.«

Natürlich erinnerte sich Enrique daran. Er sah sogar noch die Schrift vor sich, die etwas kindlich wirkte, was daran lag, dass seine Mutter erst spät des Schreibens kundig geworden war. Gerade in letzter Zeit hatte er oft an sie gedacht und sich immer wieder vorgestellt, wie sie wohl jetzt aussah.

Die Äbtissin nahm liebevoll seine Hand. »Glaubt mir, wenn sie noch am Leben wäre, hätte sie Euch bestimmt geholt.«

»Die Schiffe, die in die Neue Welt fahren, werden auf den Kanaren aufgerüstet. Vielleicht finde ich ja dort etwas über sie heraus. Noch ein Grund, der für dieses Abenteuer spricht.«

»Es ist bestimmt kein Fehler, wenn Ihr die Heimat Eurer Mutter etwas kennenlernt«, sagte Madre Teresa.

Er sah sie nachdenklich an. »Nein, das ist es bestimmt nicht.«